

Sonderdruck aus:

EMDER JAHRBUCH

für historische
Landeskunde Ostfrieslands

Neue Literatur

BAND 97 (2017)

Ostfriesische Landschaft
Aurich

Neue Literatur

1. Zur Geschichte Ostfrieslands

Lisa Andryszak / Christiane Bramkamp (Hrsg.), Jüdisches Leben auf Norderney. Präsenz, Vielfalt, Ausgrenzung (Veröffentlichungen des Centrums für religionsbezogene Studien Münster, Bd. 13), Berlin 2014, 354 S., 39,90 Euro, ISBN 978-3-643-12676-4.

Der vorliegende Sammelband ist im Rahmen eines Projektseminars von Prof. Regina Grundmann am Institut für Jüdische Studien der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster entstanden. Neun Studierende und Doktoranden haben untersucht, wie sich die Nordseeinsel Norderney seit den 1860er Jahren zu einem Erholungs- und Urlaubsort für Juden unterschiedlicher religiöser, nationaler, sozialer und kultureller Herkunft entwickeln und so zu einem besonderen Mittelpunkt jüdischen Lebens werden konnte.

Im Gegensatz zu der schon früh „judenfreien“ Insel Borkum wirkte sich der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einsetzende Bäder-Antisemitismus auf Norderney verzögert aus. Überraschend schnell wurde dann aber ab 1933 die Ausgrenzung und Vertreibung von jüdischen Gewerbetreibenden und Badegästen umgesetzt. Grundlage ihrer überzeugenden Darstellungen ist die umfassende Analyse des reichhaltigen Quellenmaterials, vor allem aus dem Stadtarchiv Norderney, dem Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Aurich, dem Archiv des Centralvereins Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (C.V.) und verschiedener deutsch-jüdischer Zeitungen. Im Aufbau orientieren sich die einzelnen Beiträge weitgehend an der chronologischen Abfolge, die sich im Untertitel andeutet: von der Präsenz und Vielfalt zur Ausgrenzung.

Der detailreichen Einleitung, in der die Herausgeberinnen den bisherigen Forschungsstand, die Quellenlage und die eigenen methodologischen Ansätze darlegen, folgt ein Überblick über Hintergründe und Entwicklungen zum „Badeurlaub und Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert“ von Martin Radermacher. Damit fällt ihm die Aufgabe zu, den Begriff „Bäder-Antisemitismus“ zwischen der neuen Mode der Badeurlaube und dem um 1900 entstehenden rassistisch motivierten Antisemitismus (in Abgrenzung zu religiös und ökonomisch motivierter Judenfeindlichkeit) zu verorten. Der Antisemitismus sei Ende des 19. Jahrhunderts zu einem „kulturellen Code“ geworden, der der Vergewisserung der eigenen kulturellen Identität diene, geleitet von spezifischen sozialen und moralischen Normen. Fast von Anbeginn des Bädertourismus an tauchten Forderungen nach dem Ausschluss jüdischer Gäste auf. Im Gegensatz zu Norderney wurde dies auf Borkum schon früh praktiziert. Warum die Entwicklung auf Norderney anders verlief, beantwortet Lisa Andryszak. Ihr Beitrag „Religiöse, kulturelle und politische Vielfalt der jüdischen Badegäste und Unternehmer auf Norderney“ weist eine große Bandbreite von verschiedenartigen Zugehörigkeiten der jüdischen Gäste nach. Damit korrigiert sie das Bild einer vermeintlich homogenen Gruppe der Juden auf Norderney und zeigt, wie hier – en miniature – die verschiedensten Strömungen des deutschen Judentums präsent waren. Dass sich Norderney zu einem „Jewish Space“ (Michael Brenner) entwickeln konnte, ist in der sich parallel entwickelnden jüdischen Infrastruktur (Schlachter, Bäcker, jüdisch geführte Pensionen, der

Bau der Synagoge, das rituell geführte „Hoffmann Hotel Falk“) begründet. Eine genaue Angabe, wie hoch der Prozentsatz jüdischer Urlauber tatsächlich war, lässt sich bis heute leider nicht machen. Es sollen zwischen 30 % und 50 %, zeitweise sogar bis 70 % gewesen sein.

Wie sich der Badeurlaub für jüdische Gäste konkret gestaltete, stellen Lisa Andryszak und Elisabeth Donat in ihrem Beitrag „Norderneyer Badebriefe in der deutsch-jüdischen Presse – Kontextualisierung und Analyse zweier orthodoxer Darstellungen aus den Jahren 1902 und 1930“ vor. Der Vergleich und die Gegenüberstellung der Briefe ergeben, dass – neben der unterhaltlichen Ebene, die in den Briefen vermittelt wird – sich in ihnen die zur jeweiligen Zeit vorherrschenden innerjüdischen und gesamtgesellschaftlichen Diskurse widerspiegeln.

Elisabeth Donat widmet sich dem „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ und dessen einflussreicher Rolle bei der Urlaubsplanung der Juden. Erstellte der Centralverein zunächst Bäderlisten mit Empfehlungen und Warnungen über einzelne Unterkünfte, entwickelte er sich notgedrungen immer mehr zu einer ausgesprochenen Reiseberatung. Die detaillierte Analyse der Korrespondenzen legt die unterschiedlichen Möglichkeiten und Strategien von jüdischer Seite her im Umgang mit antisemitischen Aktionen offen. Anhand der Reaktionen des jüdischen Hoteliers Julius Hoffmann, seit 1921 Vertrauensmann des Centralvereins auf Norderney, werden die Handlungsoptionen gegenüber Anfeindungen und Ausgrenzungsversuchen aufgezeigt: Sollen die Juden zurückhaltend oder aktiv gegen antisemitische Stimmungen und Aktionen vorgehen, eventuell sogar vor Gericht ziehen? Der Centralverein trat, was nicht im Sinne Hoffmanns war, vornehmlich für ein diplomatisches Vorgehen ein, um die öffentliche Aufmerksamkeit nicht weiter zu schüren.

Martin Herholz untersucht daran anknüpfend die „Kontroverse zwischen dem Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens und der Ortsgruppe des Stahlhelms auf Norderney in den Jahren 1924-1926“. Auch in diesem Zusammenhang nimmt Julius Hoffmann eine wichtige Rolle ein. Er wehrte sich mit Leserbriefen deutlich gegen den sich verschärfenden völkischen, nationalistischen und antisemitischen Kurs des Stahlhelms, wohingegen überregionale Stellen des Centralvereins eher auf probate Mittel wie Aufklärungsveranstaltungen oder persönliche Gespräche setzten.

Wie sich die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in konkreten Vorgängen auf lokaler Ebene gestaltete, stellen Simon Holdermann, Sarah Korsikowski und Andres Wischnath in ihrer Untersuchung über „Die antisemitische Politik des Nordseebades Norderney 1933-1938“ vor. Nachdem die Verwaltungsorgane des Seebades mit NSDAP-Mitgliedern besetzt worden waren, konnte der Imagewandel vom „Judenbad“ zum judenfreien Badeort bedingungslos und weitgehend auch ohne Widerstände seitens der nicht-jüdischen Gewerbetreibenden, die bislang von den jüdischen Urlaubern wirtschaftlich profitiert hatten, vorangetrieben werden. Der staatlich gelenkte „Kraft durch Freude“-Tourismus konnte die entstehenden finanziellen Verluste allerdings nicht vollständig auffangen. Denn der „judenfreie“ Status des Nordseebades im Herbst 1933 hatte negative wirtschaftliche Auswirkungen auf das Hotel- und Gastronomiegewerbe. Am Beispiel des rituell geführten Hotels Falk von Julius Hoffmann und der nichtjüdischen Pension von Ferdinand Steingießer lotet Cristiane Bramkamp die Möglichkeiten von „Schadensersatzklagen Norderneyer Geschäftsleute gegen die Badebetriebsgesellschaft

1933-1935“ aus. Beide hatten ein reguläres Armenrechtsgesuch gestellt. Die Autorin legt den Fokus auf eine rechtsgeschichtliche Problematik: Wie gingen die Geschädigten gegen die nationalsozialistisch geführte Badebetriebsgesellschaft vor und wie reagierte das Landgericht Aurich? Bis 1937 bestanden noch rechtliche Grundlagen für die Entschädigung, erst dann wurde von Seiten der Reichsregierung die Ausgrenzung jüdischer Gäste aus Erholungsorten sanktioniert.

Die Geschichte der Wiedergutmachung und Entschädigung bzw. Rückerstattung jüdischen Eigentums ist für Ostfriesland bislang noch nicht explizit untersucht worden. Ein wegweisender Anfang liegt nun in dem Beitrag über das „Rückerstattungsverfahren um Hoffmanns Hotel Falk“ vor. Lisa Andryszak, Cristiane Bramkamp und Ruth Frankenthal werteten erstmals die Quellen im Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Aurich aus. Julius Hoffmann, der 1933 nach Palästina emigrierte, musste mit den weiteren Mitgliedern der Erbengemeinschaft bis 1970 auf den Abschluss des Rückerstattungsverfahrens warten. Die Auseinandersetzungen zogen sich auch deshalb so lange hin, weil das Hotel im Zuge der Weltwirtschaftskrise in finanzielle Schieflage geraten war und schon 1935 zwangsversteigert wurde. Die Interpretation der Vorgänge von 1933 in der Nachkriegszeit geben den Blick frei sowohl auf das juristische Vorgehen in der Bundesrepublik, wie auch noch einmal auf die zunehmenden antisemitischen Maßnahmen der 30er Jahre selber und zeigen, welche geringe Bedeutung die Gerichte der Nachkriegszeit diesen Maßnahmen für den wirtschaftlichen Niedergang der jüdischen Betriebe auf Norderney beimaßen.

In einem sehr persönlichen Nachwort kommt Ruth Frankenthal, deren Familie in ähnlicher Weise von den Arierungsmaßnahmen betroffen war, zum Abschluss zu Wort.

Die vorliegende Studie geht weit über den bisherigen Forschungsstand zum jüdischen Leben auf Norderney, dem sich dort manifestierenden Bäder-Antisemitismus und den Umständen der Verfolgung und Vertreibung der Juden hinaus. Hervorzuheben ist, dass u.a. die Einlösung des selbst gesteckten Forschungsziels, die Strategien von jüdischen Badegästen und jüdischen Unternehmern auf Norderney sowie jüdischen Organisationen in Hinsicht auf den Umgang mit antisemitischen Stimmungen und Aktionen herausarbeiten zu wollen, den AutorInnen auf überzeugende Weise gelungen ist. Deutlich wird, dass Juden nicht nur als hilf- und willenlose Opfer sondern auch als Akteure der Geschichte angesehen werden müssen. Beste Voraussetzungen für die Forschungen hat Norderney geboten, weil die Ferieninsel einerseits einen abgeschiedenen, leicht zu überblickenden Mikrokosmos darstellte, dessen Abgeschlossenheit andererseits aber durch die Urlauber geöffnet wurde.

Aurich

Astrid Parisius

Walter Baumfalk, Bildende Kunst in Ostfriesland im 20. und 21. Jahrhundert. Ein Künstlerlexikon, Aurich 2016, 495 S., 28,90 Euro, ISBN 978-3-940601-33-9.

Mehr als dreißig Jahre intensiver Beschäftigung mit der bildenden Kunst in der Region Ostfriesland gingen der Fertigstellung dieses Lexikons voraus. Der Autor, Walter Baumfalk, ist von Beruf allerdings kein Kunsthistoriker, sondern war lange Jahre als Jurist im Dienst des Landes Niedersachsen tätig, zuletzt bis zum Eintritt in den Ruhestand als Vizepräsident des Landgerichts Aurich. Heute ist er Vorsitzender des Vereins zur Förderung der regionalen Kunst in Ostfriesland e.V. und stellvertretender Vorsitzender der Stiftung bildende Kunst und Kultur in der deutsch-niederländischen Ems-Dollart-Region in Emden. Diese letztgenannten Ämter weisen ihn als kompetenten Kunstkenner aus.

Seine Liebe zur regionalen ostfriesischen Kunst ist langsam gewachsen und die Anfänge waren rein pragmatischer Natur: Man suchte passende Bilder für das eigene Haus, erzählt Baumfalk im Vorwort. Das sei der Beginn einer großen Sammelleidenschaft für regionale Kunst gewesen. Seine große private Sammlung dieser Schätze überführte Baumfalk 2011 in eine Stiftung, die in die „Neue Galerie“ des Ostfriesischen Landesmuseums Emden eingebracht wurde.

Während des Aufbaus der Sammlung sahen sich Baumfalk und seine Frau gezwungen, immer wieder Grundlagenarbeit zu leisten und die Lebensläufe und Bewertungen der Künstler systematisch zu erfassen. Ihnen fiel auf, wie wenig die Künstler über die Region hinaus bekannt waren und wie „herablassend“ (so Baumfalk, S. 15) oftmals auf die ostfriesischen Künstler geschaut wurde. Für beide begann eine intensive Zeit der Kontaktpflege mit den lebenden Künstlern, während sie gleichzeitig Daten und Fakten über bereits verstorbene Künstler sammelten. Hierbei fiel ihnen besonders die Vielfalt der Themen, Techniken und Auffassungen auf, die sie akribisch dokumentierten.

Unterstützung bei seiner Arbeit fand Walter Baumfalk dabei insbesondere durch Dr. Annette Kanzenbach, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Ostfriesischen Landesmuseums Emden.

Das Ergebnis dieser Arbeit, das in dem vorliegenden Lexikon auf knapp 500 Seiten präsentiert wird, macht den Leser mit der zeitgenössischen Kunst in Ostfriesland bekannt. Es setzt zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein, als auch in Ostfriesland die Landschaftsmalerei neu entdeckt wurde. Künstler aus den Großstädten wie Düsseldorf, München oder Berlin oder auch Professoren mit ihren Studentengruppen entdeckten die Landschaft Ostfrieslands für sich.

Baumfalk hält diese Zeit für eine „deutlich wahrnehmbare Zäsur für die Entwicklung der bildenden Kunst in Ostfriesland“. Er hat rund 400 Künstler des 20./21. Jahrhunderts ausgemacht, die es ihm wert erschienen, in das Lexikon aufgenommen zu werden. Sein Auswahlkriterium ist dabei, dass die Künstler nicht nur „Ostfriesen sind oder in Ostfriesland leben, sondern überhaupt Künstler, die Werke der bildenden Kunst [...] in Bezug zu Ostfriesland geschaffen haben“. Es sind also auch Künstler mit Mal- oder Urlaubsaufenthalten in Ostfriesland vertreten, ebenso Künstler, die – ein Ergebnis der Migrationsbewegungen nach dem Zweiten Weltkrieg – als Kriegsgefangene, wie Friedrich Einhoff (S. 106-107), oder als Flüchtlinge nur kurze Zeit in Ostfriesland wirkten. Letztlich wurden jedoch nur Künstler in das Lexikon aufgenommen, die auch „professionell“ (so Baumfalk, S. 17), als Künstler tätig waren. Baumfalk gibt dabei selbst

zu, dass die Bewertung und Auswahl der Künstler durchaus subjektiv gefärbt sein könne.

Es erstaunt, dass selbst so bedeutende Künstler wie Joseph Beuys, Otto Modersohn oder Paul Klee gestreift werden. Aber dies ist berechtigt, da auch sie Bilder mit ostfriesischen Motiven schufen. Sie werden aber zu Recht nicht überbetont und nur ihr regionales Schaffen erwähnt.

Baumfalks Ziel war es, mit dem Lexikon die bildende Kunst „in Ostfriesland“ (S. 17) darzustellen. Es ging ihm darum, „nicht nur ein bloßes Nachschlagewerk“ zu schaffen, sondern „ein ‚schönes Buch zum Blättern‘, das die große Vielfalt der bildenden Kunst“ zeigen, und welches „die große Achtung vor dieser Kunst und den beteiligten Künstlerinnen und Künstlern“ (S. 18) verdeutlichen sollte.

Somit entstand kein Lexikon im herkömmlichen Sinne, in dem Koryphäen der Kunstszene die einzelnen Künstler von deren Schaffensbeginn bis zu ihrem Tode bewerten und kunstgeschichtlich einordnen, sondern eine Sammlung von Daten und Fakten, die „eine erste Orientierung“ bieten soll und sicherlich noch weiter geführt wird und ergänzt werden kann.

Beim intensiveren Studium des Lexikons teilt man die Verwunderung des Autors über das unvermutete, so reiche und vielfältige Kunstschaffen in Ostfriesland, mit ihren unterschiedlichen Techniken von den klassischen Holzschnitten oder Lithographien eines Alf Depser (S. 83-84), über die Stahlplastiken von Peter Käst (S. 216-217) bis zu den Videoinstallationen von Marikke Heinz-Hoek (S. 169-172).

Im formalen Aufbau der einzelnen Artikel orientiert sich das vorliegende Lexikon am Biographischen Lexikon für Ostfriesland, ebenfalls herausgegeben von der Ostfriesischen Landschaft. Auch hier findet der Leser am Ende des Artikels weiterführende Hinweise auf die Künstler und es werden vorhandene Quellen, Publikationen, Literatur und der Standort der regionalen Arbeiten aufgelistet.

Das hier vorliegende Werk stellt eine beeindruckende Gesamtschau der bildenden Kunst in Ostfriesland dar. Sein Ziel, „das Ansehen der regionalen bildenden Kunst in Ostfriesland zu fördern“, hat Walter Baumfalk mit Sicherheit und in dankenswerter Weise erreicht.

Aurich

Ingrid Hennings

Gemalte Geschichte. Spurensicherung und Interpretation eines Hauptwerks von Ludolf Backhuysen im Ostfriesischen Landesmuseum Emden. Die Flotte der Republik sticht unter dem Oberbefehl von Michiel Adriaensz de Ruyter bei Texel in See, 19. August 1665, hrsg. v. der Kulturstiftung der Länder in Verbindung mit dem Ostfriesischen Landesmuseum Emden (PATRIMONIA 275), Berlin/Emden 2015, 55 S., zahlr. farb. Ill., 8 Euro, ISSN 0941-7036.

Mit Unterstützung vor allem der Kulturstiftung der Länder gelang es dem Ostfriesischen Landesmuseum Emden im Jahr 2005, ein bedeutendes Gemälde des in Emden geborenen Marinemalers Ludolf Backhuysen zu erwerben. Die hier anzuzeigende Publikation geht mit einem umfangreicheren Aufsatz des ehemaligen Leiters der Sammlungen des Amsterdamer Rijksmuseums und Kenners der niederländischen Marinegeschichte, Peter Sigmond, dem Entstehungskontext und den

dargestellten Bildinhalten auf detaillierte Weise nach, während Annette Kanzenbach, Kunsthistorikerin am Ostfriesischen Landesmuseum Emden, den Gemäldezugang in die Sammlungsgeschichte des Museums einordnet.

Sigmond nimmt den Leser in seinem Beitrag fest an die Hand und betrachtet mit ihm das Bild: „Was sehen wir ...“, heißt sein erstes Kapitel. Detailliert und lebendig beschreibt er die verschiedenen Schiffe und Boote, die Segel und Flaggen, die Bewegungen des Wassers mit den Wellen, das Licht und die Wolken. Die Dramaturgie der Szene, die Darstellung einer offensichtlich bedeutenden Situation wird nachvollziehbar: eine Kriegsflotte sticht in See.

Im zweiten Schritt stellt er uns den Maler, Ludolf Backhuysen, vor. Dieser kam 1630 als Sohn eines Gerichtsschreibers und seiner Frau in Emden zur Welt. Neben der Schulbildung genoss er darüber hinaus Unterricht in Kalligrafie. Als Kontorschreiber in Emden und ab spätestens 1649 bei einer Kaufmannsfamilie in Amsterdam kam ihm dies zugute. Acht Jahre später gibt Backhuysen als Berufsbezeichnung „Zeichner“ an. Den Kontext des wirtschaftlich boomenden Amsterdams zur Mitte des 17. Jahrhunderts und seiner Künstlerkreise, von denen der der maritimen Malerei eine große Rolle spielte, lässt der Autor vor dem inneren Auge des Lesers lebendig werden. Auf mehreren Seiten verfolgt Peter Sigmond den Lebenslauf und die künstlerische Entwicklung Backhuysens hin zu einem wichtigen Vertreter des genannten Kunstgenres und bis zum Direktor der Amsterdamer Kunsthalle, bevor er sich mit dem Kapitel „Was spielt sich ab?“ wieder konkret dem im Mittelpunkt der Publikation stehenden Gemälde zuwendet.

Dem Verständnis des Bildinhalts und seiner Absicht stehen einige Hürden im Weg, wie Sigmond erklärt. Nicht immer sind die Darstellungen jener Zeit mit einem Titel überliefert, was die Bestimmung ihres korrekten Inhaltes zum Teil schwierig macht. Weiterhin ist zu beachten, dass der Maler selten auch direkter Zeuge der Szene gewesen ist, die er darstellte, also nicht am Ufer stand oder an Bord eines Schiffes war, um ein Ereignis künstlerisch zu dokumentieren. Es ist also davon auszugehen, dass die maritimen Gemälde auf mehr oder weniger detaillierten Informationen zu einer Situation und den an ihr Beteiligten fußen, aber doch zu einem guten Teil freie Komposition sind.

Diese Voraussetzungen gelten auch für das Gemälde von Backhuysen. In einer aufwändigen Deduktion nähert sich der Autor den Möglichkeiten des Bildinhalts, der Auftraggeber und Vorbesitzer. Die Annahme, dass das Gemälde um 1700 in englischem Privatbesitz war, erklärt noch nicht den Auftraggeber. Sigmond hält drei denkbare Varianten bereit: die Provinz Holland, die Generalstaaten oder die Admiralität von Amsterdam. Über die Datierung des Bildes und die Identifizierung der Schiffe nähert er sich dem möglichen dargestellten Ereignis. Dies tut er auf eine zwar ausführliche, aber niemals langatmige, sondern sehr spannend-erzählerische Weise. Sein Ergebnis bildet sich im Titel des Gemäldes ab, der bereits mit dem Publikationstitel genannt wurde: „Die Flotte der Republik sticht unter dem Oberbefehl von Michiel Adriaensz. de Ruyter bei Texel in See, 19. August 1665“.

Dieser Titel unterscheidet sich ein wenig und um einen Tag von dem, der noch 2008 im Buch, das anlässlich des 300. Todestages von Ludolf Backhuysen als Veröffentlichung des Ostfriesischen Landesmuseums erschien („Die Übergabe des Oberbefehls an Admiral Michiel de Ruyter bei Texel, 18. August 1665“). Deswegen muss die Kunstgeschichte nicht umgeschrieben werden, aber die Begleitung der Gedankengänge Sigmonds, dessen Kennerschaft dabei überdeutlich wird,

ist ein Lektürevergnügen. Auch der Katalogartikel im genannten Buch von 2008 stammte bereits aus seiner Feder. Der Verweis auf dieses Buch (Ludolf Backhuysen. Emden 1630 – Amsterdam 1708, hrsg. v. Friedrich Scheele und Annette Kanzenbach, Emden 2008) lohnt auch in weiterer Hinsicht, da durch den dortigen Beitrag von Karl Arndt die Biografie Backhuysens noch einmal vertieft wird, indem er das „literarische Porträt des Kollegen Arnold Houbraken (1719)“ vorstellt.

Den Abschluss der hier anzuzeigenden Publikation bildet ein Beitrag von Annette Kanzenbach zur Sammlungsgeschichte des Ostfriesischen Landesmuseums Emden und zur Einordnung Ludolf Backhuysens in diese. Seine Werke gehörten seit der Frühzeit der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden zu den für die Sammlung begehrten Objekten. Einige der Malereien und Zeichnungen, die in den ersten Jahrzehnten des Bestehens der Gesellschaft als Werke Backhuysens erworben wurden, können heute nicht mehr diesem Künstler zugewiesen werden. Für diese Bewertung sind die Kenntnisse und Vergleichsmöglichkeiten zwischenzeitlich größer geworden. Kanzenbach gibt eine kurze Zusammenschau der Werke Backhuysens und ihrer Anschaffungsgeschichten im Ostfriesischen Landesmuseum, die sie um die Sammlung der Johannes a Lasco Bibliothek erweitert. Der Leser erhält dadurch einen vollständigen Überblick über das künstlerische Werk des gebürtigen Emders Ludolf Backhuysens, das heute noch – oder wieder – in seiner Heimatstadt verwahrt und teilweise präsentiert wird.

Die einzige Eintrübung der Lektüre besteht in der drucktechnischen Wiederabequalität der Gemälde Backhuysens. Einige haben dabei einen sehr starken Grünstich erhalten, was bedauerlich ist.

Aurich

Nina Hennig

Josef Kaufhold / Klaus Klattenhoff (Hrsg.), Entnazifizierung der Lehrerschaft in Ostfriesland (Beiträge zur Schulgeschichte Ostfrieslands, Folge 5), Oldenburg 2016, 341 S., 19,80 Euro, ISBN 978-3-8142-2355-1.

Als eine der wichtigsten langfristigen Aufgaben ihrer Politik sahen die Siegermächte nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die Umformung Deutschlands in eine friedliche, demokratische Gesellschaft. So forcierten sie ab Juli 1945 nicht nur die formale Auflösung der NSDAP und der ihr zugehörigen Organisationen. Vielmehr leiteten die nunmehrigen Besatzungsmächte einen Prozess ein, der das Ziel hatte, sämtliche Bereiche der Gesellschaft – insbesondere Justiz, Kultur, Politik, Presse und Wirtschaft – von den Einflüssen des Nationalsozialismus zu befreien: Die sogenannte Entnazifizierung.

Das im August 1945 abgeschlossene Potsdamer Abkommen bildete eine wesentliche Grundlage für die Entnazifizierung. Als eines der wichtigsten Werkzeuge der Entnazifizierung sahen die Alliierten die „Reeducation“, bei der das Bildungswesen eine grundlegende Rolle spielen sollte. Die Entnazifizierungsverfahren wurden zunächst von alliierten, später von deutschen Behörden durchgeführt. Trotz des im April 1951 beschlossenen „Entnazifizierungsschlussgesetzes“ zogen sich einige Verfahren noch bis 1954 hin.

Auch in Ostfriesland wurden zahlreiche Entnazifizierungsverfahren durchgeführt. Wie überall in Deutschland traf die erste Welle der Verfahren auch hierzulande Verwaltungsbeamte und Lehrer.

Die Entnazifizierung der Lehrerschaft in Ostfriesland ist nun Thema eines von Josef Kaufhold und Klaus Klattenhoff herausgegebenen Sammelbandes, der hier vorgestellt werden soll. Erschienen ist der Band im Rahmen der Schriftenreihe „Regionale Schulgeschichte“ der Stiftung Schulgeschichte des Bezirksverbandes Weser-Ems der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft. Neben den Verfassern haben Peter Bahlmann, Rudolf Nassua (†), Burkhard Schäfer, Ingeborg Schmidt-Vilmar (†), Helmut Sprang, Paul Weßels und Friedrich Wißmann Aufsätze beigesteuert. Die beiden einleitenden Beiträge von Josef Kaufhold und Klaus Klattenhoff führen in das Thema ein.

K. Klattenhoff beschreibt allgemein „Nazifizierung“ und „Entnazifizierung“ der Deutschen und stellt heraus, dass „Nazifizierung ein bewusstseinsverändernder Prozess gewesen [war], der die Menschen in ihrer persönlichen Weltsicht, in ihrem Selbstverständnis berührt und geprägt hatte,“ während die „Entnazifizierung ein formales, überwiegend bürokratisches Verfahren“ war (S. 19). Besonders kritisch würdigt er das Konzept der „Reeducation“, das u.a. „den Umbau des deutschen Schulwesens leisten“ sollte (S. 21), und kommt insgesamt zu dem Schluss, dass durch die Entnazifizierung „die große Mehrheit der Deutschen [...] nicht oder nur begrenzt erreicht werden [konnte]“ (S. 22). Der folgende Aufsatz von J. Kaufhold widmet sich der Entnazifizierung in der britischen Besatzungszone und im Besonderen der Entnazifizierung der ostfriesischen Lehrerschaft. Eindrücklich werden hier die Vorgaben der britischen Besatzungsmacht, ihre Umsetzung und ihre Folgen für die Lehrerschaft in Ostfriesland geschildert. Berufsverbote, Internierung und daraus resultierend Mangel an geeigneten, politisch unbelasteten Lehrern prägten demnach die ersten Nachkriegsjahre. Deutlich werden die Schwierigkeiten, mit denen alle Beteiligten bei der Neuordnung des Schulwesens zu kämpfen hatten. Besonders die Rückkehr von politisch belasteten Lehrern in den Schuldienst wird ausführlich geschildert. Die ernüchternde Bilanz des Aufsatzes: „Die Entnazifizierung (...) förderte aber nicht immer, das zeigen Beispiele, die Identifikation mit den Werten der Demokratie“ (S. 42).

Im Folgenden finden sich nun biographische Skizzen, die das in den einleitenden Aufsätzen Gesagte verdeutlichen. Vorgestellt werden Harm Aper (F. Wißmann), Hermann Hanss, (P. Bahlmann), Wilhelm Harms (R. Nassua), Wilhelm Leopold und Ait Janssen Aits (beide von P. Weßels) und Johann Memming (J. Kaufhold). Die Lektüre dieser Aufsätze zeigt eindrucksvoll, wie die Vorgestellten ihren Weg zum Nationalsozialismus fanden, sich mit ihm arrangierten und, trotz anfänglicher Suspendierung nach Kriegsende, nach absolviertem Entnazifizierungsverfahren ihren Dienst als Lehrer wieder aufnehmen konnten. Deutlich wird dem Leser aber auch, wie das Entnazifizierungsverfahren als Belastung empfunden und Einschränkungen daraus als ungerecht empfunden werden konnten: „Ich habe mir persönlich nichts zuschulden kommen lassen (...) Wo aber keine Schuld ist, darf auch keine Strafe sein“ (S. 122). Oder: „Es wirkt wie eine bittere Ironie, wenn ich daran denke, daß das Leben an unserer Schule (...) von wirklicher Menschlichkeit und echtem Vertrauen geprägt war und (...) in dem neuerstandenen demokratischen Staatswesen dort Mißtrauen und Intrigen die Atmosphäre vergifteten...“ (S. 178). Die Berichte über Tadino Swyter

(H. Sprang), Heinrich E. H. Franzen (B. Schäfer), Edo Christophers (J. Kaufhold) und Arthur Bibow (J. Kaufhold) bilden einen interessanten Gegensatz zu den obengenannten Arbeiten. Denn es handelt sich hier um Beiträge über Personen, die sich in der Nazi-Zeit nicht kompromittiert hatten, bzw. Schwierigkeiten wegen ihrer politischen Gesinnung hatten. Die Arbeit über Erich Leipner (J. Kaufhold) stellt einen Pädagogen vor, der seine Ausbildung während der Nazi-Zeit und im Geist derselben begann und nach dem Krieg erst als Schulhelfer eingesetzt wurde. Er mag stellvertretend für eine Lehrergeneration stehen, die nicht schon vor 1933 in Lohn und Brot stand.

Besondere Beachtung verdient der Beitrag von I. Schmidt-Vilmar, der das einzige Selbstzeugnis in diesem Band darstellt. Schmidt-Vilmar kam erst nach dem Krieg nach Ostfriesland und hatte sich demnach mit den hiesigen Nachkriegsgegebenheiten auseinander zu setzen.

Der von Erich Leipner verfasste Auszug aus der Schulchronik Holtland und der Beitrag von J. Kaufhold über die Wirkungen der Entnazifizierung geben einen anschaulichen Blick auf den (Schul-)Alltag in Ostfriesland in der ersten Nachkriegszeit.

Die Entnazifizierung der ostfriesischen Lehrerschaft nach 1945 trug offensichtlich nicht umfassend dazu bei, dass ehemals aktiv nationalsozialistische Lehrer Einsicht in ihr Handeln gewannen und sich zu ihrer Schuld bekannten, gleichviel, wie groß auch immer diese gewesen sein mag. Den Pädagogen, die ein Entnazifizierungsverfahren zu durchlaufen hatten, schien offensichtlich daran gelegen zu sein, möglichst eindeutig den Nachweis zu erbringen, keine (große) Schuld auf sich geladen zu haben. Vielfach präsentieren sie sich also, als seien sie vom Grundsatz her gegen den Nationalsozialismus gewesen und hätten sich nur aus lauterer Gründen engagiert: „Die Betroffenen strebten folglich danach, möglichst den Status der „Minderbelastung“ (...) zu erreichen“ (S. 37). Den wenigen Lehrern und Lehrerinnen, die die Nazi-Zeit unkompromittiert überstanden hatten, fiel die Aufgabe zu, nach dem Krieg unter schwierigen Bedingungen das Schulwesen in Ostfriesland in Behörden und vor Ort in den Schulen neu aufzubauen und auszurichten. Als Beispiele für diese Schwierigkeiten seien hier nur die zu integrierende Menge an Flüchtlingen und Vertriebenen oder der mangels Lehrern notwendige Einsatz von „sogenannte[n] Schul- oder Laienhelfer[n]“, das waren überwiegend geeignete Abiturienten und Mittelschulabsolventen“ (S. 237). Ab Ende der 1940er Jahre kehrten auch zusehends Pädagogen, die, obwohl entnazifiziert, dennoch keinen echten, reflektierten Gesinnungswandel durchgemacht hatten, in den Schuldienst zurück. Auf diese Weise kam der Gedanke an Mitbeteiligung und Mitverantwortung der Lehrerschaft völlig in den Hintergrund: Er wurde verdrängt.

Abgerundet wird der Band durch einen umfangreichen Anlagenteil: Hier finden sich Abdrucke von Entnazifizierungsbögen, Aktenvermerke und Erlasse der Militär- und weiterer Behörden, Zeitungsausschnitte zum Thema u.v.m.

Wünschenswert wäre in diesem Teil des Buches auch ein wenig Zahlenmaterial gewesen, um die Repräsentativität der vorgestellten biographischen Skizzen einordnen zu können. Interessant wäre z. B., zu erfahren, wie viele Lehrer in Ostfriesland im fraglichen Zeitraum tätig waren, welcher Prozentsatz von ihnen in welcher NS-Organisation war und wie viele Pädagogen in welcher Klasse entnazifiziert wurden und schließlich in den Schuldienst zurückkehrten. Allein aufgrund

ihres Umfangs muss eine solche statistische Auswertung allerdings zunächst ein Desiderat für weitere Forschung zum Thema bleiben.

J. Kaufhold und K. Klattenhoff sprechen mit dem vorliegenden Band ein wichtiges Thema jüngerer ostfriesischer Schul- und Zeitgeschichte an, das weitere Beachtung verdient. So kann die Lektüre des Buches uneingeschränkt empfohlen werden.

Norderney

Dietrich Nithack

Detlef Klahr / Annette Kanzenbach (Hrsg.), Horizonte. Bilderwelten von Hermann Buß, Berlin / München 2015, 152 S., 19,90 Euro, ISBN 978-3-422-07336-4.

Der 2015 als Begleitband zur Ausstellung im Ostfriesischen Landesmuseum Emden erschienene Bildband „Horizonte“ ist ein eindrucksvolles Kunstbuch, optisch ansprechend und sinnlich, grafisch exzellent gestaltet und übersichtlich in Text- und Bildteil gegliedert. Der vorangehende Textteil enthält neben 10 Autorenbeiträgen ein ausführliches Interview mit dem Künstler Hermann Buß, das differenziert behandelt Einblicke gibt in Leben, Arbeit und Denken des Malers. Hermann Buß wurde 1951 in Neermoor bei Leer geboren und studierte in den 1970er Jahren Pädagogik in Oldenburg. Später zog er sich als Lehrer mit seiner Familie zurück, hinter den Deich bei Norden. Ab 2001 ist er als freischaffender Künstler tätig und lebt seit 2013 in Leer, wo er in seinem Atelier in der Altstadt arbeitet.

Der Band bietet einen umfassenden Überblick in die Motivwelt des Künstlers, die sich in großformatigen Gemälden darbietet, in die raue und spröde Welt der Frachtschiffe und in die ästhetisch faszinierende Architektur riesiger Containerschiffe. Eine Welt für sich, der Buß sich verbunden fühlt, seit er selbst dort seine frühen Erfahrungen als mitfahrender junger Mann machte. Er stammt aus einer Seemannsfamilie. Auch heute unternimmt er noch ab und zu solche Reisen, weil ihm die Seefahrt ein besonderes Erleben beschert. Im handwerklich beeindruckenden, realistischen Malstil widmet er sich dem Bild der dort arbeitenden Menschen, die ihren einsamen und unwirtlich wirkenden Platz finden, von dem wir alle so wenig wissen. Hermann Buß benutzt eine sensibel eingesetzte und nuancenreiche Farbpalette innerhalb melancholisch stimmender Grauwerte, sachlich, ohne romantische Anklänge. Es gibt bei ihm keinen blauen Himmel, keinen Sonnenuntergang. Die vermittelte Atmosphäre macht frösteln, sie zielt auf das Existenzielle, auf einen ganz besonderen, weltlichen Arbeitsort und auf ein Sujet, mit dem sich Maler sonst kaum befassen.

Aus den wohlreflektierten und klaren Antworten des Interviewten erfahren wir, dass Buß gerne liest. Joseph Conrad (1857-1925) zählt zu seinen Favoriten, da auch er die Welt der Seefahrt zu seinem Thema machte. Neben John Constable, William Turner und Henri Matisse schätzt er besonders den amerikanischen Maler Andrew Wyeth (1917-2009), dessen aufschlussreiche Aussage Buß zitiert und auch auf sich selbst bezieht. „Ich sehe die Dinge nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen.“

Der Bildband präsentiert zudem die erweiterte Metaphorik des Künstlers, wenn sie zu surreal anmutenden Kompositionen führt, die er mit entsprechenden Titeln

wie z. B. „Zwischenstation 1“ und „Zwischenstation 2“ versieht. Hier zeigt sich eine assoziative Verwandtschaft zum Maler Richard Oelze (1900-1980) und dessen weltberühmtem Bild „Die Erwartung“ von 1936, weil auch Buß über das vordergründig Sichtbare hinausweist.

Hermann Buß hat Altarbilder für die Inselkirche Langeoog, die Kirche in Ardorf und die Johanneskapelle des Kloster Loccum geschaffen. So nimmt es nicht wunder, dass gleich 6 Autoren mit theologischen Funktionen ihre Beiträge im Textteil des Buches liefern. In Kooperation mit dem Ostfriesischen Landesmuseum und dem Evangelisch-lutherischen Sprengel Ostfriesland-Ems fanden in Emden zur Zeit der Ausstellung und dem Erscheinen des Buches die Vorbereitungen für das Reformationsjubiläum 2017 statt. Dadurch ließen sich die nötigen Mittel für die anspruchsvolle Publikation aufbringen. Hervorzuheben ist auch das am Ende des Bildbandes zusammengestellte Abbildungsverzeichnis mit wichtigen Angaben zu den Werken wie Entstehungsjahr, Technik, Maße und Verbleib.

Zum Schluss sei gesagt, dass die Bußschen Altarbilder beweisen, dass es möglich ist, zeitgenössische, meditativ ausgerichtete Kunst in Kirchen von heute einzubinden. Die Autoren befassen sich im Buch intensiv mit der Aura der Ölbilder, in denen die Zeit wie angehalten scheint. Sie beweisen, dass der Buchtitel stimmt: Es gibt nicht nur einen Horizont, sondern viele.

Bremen

Marikke Heinz-Hoek

Onno Karl Klopp (Hrsg.), Der Historiker Onno Klopp 1822-1903 und seine direkten Nachfahren. Eine Familienchronik, Aachen 2017, 573 S., 1162 Abb., 39,90 Euro, ISBN 978-3-95631-551-0.

Der Historiker und Publizist Onno Klopp (1822-1903) gehört zweifellos zu den umstrittensten Persönlichkeiten der jüngeren Geschichte Ostfrieslands. In Leer als Sohn eines Kaufmanns geboren, wurde er nach dem Studium Lehrer am Ratsgymnasium Osnabrück, betätigte sich als Historiker und Journalist und verfasste zwischen 1852 und 1858 eine dreibändige „Ostfriesische Geschichte“, um sich darüber sogleich mit dem Auftraggeber, der Ostfriesischen Landschaft, zu überwerfen. Es gelang ihm, durch seine radikale antipreußische Haltung die Aufmerksamkeit des Königs, Georg V., in Hannover zu erregen und schließlich 1865 zum Archivreferenten für die hannoverschen Staatsarchive in Hannover und 1866 zum Sekretär und Kurier im Krieg gegen Preußen aufzusteigen. Nach der Niederlage folgte er seinem König nach Wien, trat zum Katholizismus über und propagierte großdeutsch-antipreußische Ideen.

Für diese Haltung wurde er im preußisch geprägten (Klein-)Deutschen Reich vor allem durch Nichtbeachtung gestraft. Obwohl in jüngerer Zeit zwei Monographien zu seiner Biographie erschienen (Matzinger 1993, Weßels 2003) und zu seinem 100. Todestag eine Ausstellung insbesondere mit Objekten aus dem Familienbesitz im Heimatmuseum seiner Geburtsstadt Leer gezeigt wurde, setzt sich diese Tradition der Nichtbeachtung bis in die Gegenwart fort. In den in jüngster Zeit erschienenen Arbeiten zum Deutschen Krieg von 1866 finden die Person Onno Klopp und seine zahlreichen Veröffentlichungen kaum Erwähnung. Dabei verdient Klopp nicht nur als Historiker, sondern auch als Zeitzeuge Beachtung,

da er durch seine Nähe zu Georg V. sehr eng am politischen Geschehen war und deshalb eine wichtige Quelle für die Entwicklungen im Deutschen Reich zwischen 1865 und 1871 ist.

Die von Onno Karl Klopp als Urenkel und Erbe herausgegebene „Familienchronik“ kann einen weiteren, durchaus wichtigen Baustein zur Erschließung der Biographie Onno Klopps liefern. Der Herausgeber präsentiert – explizit ohne historiographisch-kritischen Anspruch – den auf ihn überkommenen Nachlass der Familie Klopp, nachdem er ihn gesichtet und bewertet hat. In gewisser Weise bildet dieser Band also den erweiterten Katalog der 2003 in Leer gezeigten Ausstellung. Zweck der Publikation ist es, das in der Familie überlieferte Material – Manuskripte, Briefe, Tagebücher, Gemälde, Drucke, Fotos, Orden etc. – einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Im Zentrum der Darstellung steht natürlich – den Lebensstationen folgend – die Person Onno Klopps, aber bereits im Titel wird die Chronik der Familie ausdrücklich mit einbezogen. Fast die Hälfte des Buchumfangs ist den Vorfahren der Familie in Leer, dem Umfeld des Historikers und den Nachkommen gewidmet: der Ehefrau Agnes Klopp, der Schriftstellerin Mathilde Raven, der Sohn Wiard Klopp und die Familie Vogelsang und der weiteren Nachfahren. Die präsentierten Quellen und Objekte des Familiennachlasses werden jeweils den Biographien und Geschehnissen zugeordnet und in kurzen Einführungen oder Kommentaren in ihrem Zusammenhang erklärt.

1936 hat Onno Klopps Sohn, Wiard Klopp, der seinerseits bereits 1907 im Emdener Jahrbuch eine biographische Studie zu seinem Vater veröffentlicht hatte, den schriftlichen Nachlass Onno Klopps als Depositum an das Haus-, Hof und Staatsarchiv in Wien gegeben. Darin nicht enthalten, aber auch im hier besprochenen Buch nicht wiedergegeben sind die Tagebücher und Briefe Onno Klopps. Sie waren, nachdem sie von Wiard Klopp zur Herausgabe bereits vorbereitet wurden, zunächst verschollen. Im Zuge der Vorbereitung der Ausstellung zum 100. Todestag Onno Klopps sind diese Manuskripte wieder aufgefunden worden, und Karl Onno Klopp deutet an, dass deren Herausgabe noch erfolgen soll (S. 329).

In der hier präsentierten Familienchronik Klopp wird deutlich, dass das besondere Schicksal Onno Klopps, seine Bereitschaft zu eigenständigen Entscheidungen, sein Mut zu abweichenden Beurteilungen in einem Kampf um allgemeine öffentliche Anerkennung seiner Leistungen mündete. Wiard Klopp schrieb, sein Vater habe „nur ausgesprochen Ablehnung und Verfolgung [erlebt]. Diese stete Zurücksetzung und Verschweigung der Ergebnisse seiner Forschungen sind der Grund, warum seine Bücher und Schriften wenig gelesen wurden“ (S. 333). Dieser Kampf um Anerkennung hat auch das Leben der Nachkommen bis weit in die nächsten Generationen geprägt.

Der Herausgeber kündigt an, er wolle das präsentierte Material anschließend an die Veröffentlichung „in sichere Verwahrung [...] geben mit der Möglichkeit für interessierte Kreise die Unterlagen einzusehen.“ Diese Veröffentlichung wird also Anlass für Historiker geben, sich intensiver mit den hier präsentierten Quellen und Objekten auseinander zu setzen.

Reinhard Krämer (Hrsg.), Jürgen Beckmann. Zeugnisse ostfriesischer Identität. Sammlung von Aufsätzen: Sprache - Literatur - Schule, Leer 2016, 2. erw. Aufl., 342 S., ISBN 978-3-00-042363-5.

Jürgen Beckmann hat im Wissenschaftsbetrieb Ostfrieslands zuerst 1969 mit einer sprachwissenschaftlichen Veröffentlichung, einer Dissertation über den Wortschatz des Deich- und Sielwesens an der ostfriesischen Nordseeküste, auf sich aufmerksam gemacht. Seitdem hat der Lehrersohn aus Wirdum, der als promovierter Germanist und Historiker über den Schuldienst und das Institut für Germanistik an der EWH Rheinland Pfalz in Landau (später Universität Koblenz-Landau) den Weg in die wissenschaftliche Laufbahn fand, sich zeitlebens mit der Sprache und Geschichte Ostfrieslands auseinandergesetzt. Nachdem es ihn mit dem Ruhestand wieder zurück in den Nordwesten zog, hat er sich vor allem der ostfriesischen Schulgeschichte zugewandt.

Der hier vorgestellte, von Reinhard Krämer schon in zweiter Auflage herausgegebene Sammelband mit Aufsätzen von Jürgen Beckmann fasst Beiträge zusammen, die sich unter unterschiedlichen Fachperspektiven mit dem deutschen Nordwesten beschäftigen. Vor diesem Hintergrund ist der Titel „Zeugnisse ostfriesischer Identität“ mit einem Doppelsinn versehen, er bezieht sich nicht nur auf den Inhalt, sondern natürlich auch auf Jürgen Beckmann selber.

Die Aufsätze sind nicht chronologisch geordnet, sondern thematisch gegliedert. Den Auftakt der Zusammenstellung bildet die ausführliche Pastorenbiographie zu Oltmann Wilken Bracklo, die durchaus exemplarischen Charakter hat. Es folgen drei Aufsätze zur Sprache mit sehr unterschiedlichen Forschungsansätzen: über den Gebrauch der Wörter „Ehefrau“, „Frau“ und „Mädchen“ im ostfriesischen Platt, über verschiedene Vorworte in Darstellungen zur ostfriesischen Geschichte unter Berücksichtigung textlinguistischer Aspekte und über das Verschwinden des Niederländischen aus den Schulen um 1850 im südwestlichen Ostfriesland.

Historische Literatur und Literaturrezeption in Ostfriesland bilden den nächsten Schwerpunkt. So wird Carl Adolph Beinhöfer (1800-1861) mit seinen vier Dramen zu Ereignissen aus der ostfriesischen Geschichte vorgestellt, ein zweiter Aufsatz widmet sich solchen Personen und Ereignissen der ostfriesischen Geschichte, die Gegenstand dramatischer Literatur geworden sind, ein weiterer macht aufmerksam auf den Pastor Ancumanus aus Tergast, der 1638 in Emden seine Übersetzungen von Epigrammen von Jon Owen drucken ließ, sowie auf Karl Tannen und seine Übersetzung des Hildebrandlieds in das ostfriesische Platt. Eine eigene Studie widmet sich einigen im 19. Jh. gesammelten ostfriesischen Wiegenliedern.

Mehr als die Hälfte des 342 Seiten umfassenden Buches beschäftigt sich mit der ostfriesischen Schulgeschichte, dazu gehören u. a. Beiträge über zwei Preisgedichte des Backemoorer Lehrers Adrian Buurman auf die preußischen Könige, über die Einführung des preußischen „General-Land-Schul-Reglement“ 1763 in Ostfriesland, über die Schulaufsicht im 18. Jahrhundert, über die Überlegungen 1798, ein Lehrerseminar in Ostfriesland zu etablieren. Weitere Aufsätze handeln von den Anfängen der Schulen in Ostrhauderfehn, Burlage, Langholt und Rhau-dermoor, von den Schulverhältnissen in Collinghorst 1842 oder von den in der reformierten Gemeinde Wirdum seit dem 16. Jh. eingestellten Lehrern.

Die Beiträge sind über einen Zeitraum von mehr als 40 Jahren verfasst und teilweise auch schon verstreut veröffentlicht worden, so vor allem im Emdener

Jahrbuch, aber auch im Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, in zwei Festschriften oder im Ostfriesland-Kalender. Ein weiterer Teil der Aufsätze ist in der ersten Ausgabe des Sammelbandes 2013 zum ersten Mal publiziert worden. Die zweite korrigierte Auflage 2017 enthält noch einen weiteren neuen Aufsatz. Im Buch werden ältere Titel faksimiliert – also im ursprünglichen Druckformat – abgedruckt. Aus der unterschiedlichen Herkunft der Texte ist deshalb auch eine nicht ganz einheitliche Zitierweise in den einzelnen Aufsätzen zu erklären.

Der Leser darf dem Herausgeber dankbar dafür sein, dass die Beiträge aus der 40jährigen Gelehrten­tätigkeit Jürgen Beckmanns in diesem Band aus teilweise für Ostfriesland doch entlegenen Publikationen zusammengetragen werden. Die Aufsätze zeigen deutlich, wie fruchtbar es ist, sich einer Region aus verschiedenen Fachperspektiven zu nähern und dabei auch verschiedene Forschungsmethoden zu beherrschen. Nicht nur in den Details, sondern auch in der Summe der Beiträge liefert der Aufsatzband einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der „ostfriesischen Identität“.

Leer

Paul Weßels

Wolfgang Schwarz, Archäologische Funde aus dem Reiderland, Ldkr. Leer (Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte Niedersachsens, Band 49), Rahden (Westfalen) 2016, 39,80 Euro, ISBN 978-3-89646841-3.

Das von Wolfgang Schwarz unter Mitarbeit von Heike Reimann (Ostfriesische Landschaft) verfasste Werk ist das Ergebnis intensiver Archivstudien und legt katalogartig das archäologische Fundmaterial aus dem ostfriesischen Reiderland vor. Dem Leser sei jedoch vorweg auf den Weg gegeben, dass es nicht den Anspruch erhebt, eine ganzheitliche Vorstellung aller Reiderländer Altertümer zu sein. Bei den aufgeführten dinglichen Hinterlassenschaften aus gut 10.000 Jahren menschlicher Aktivität im Reiderland stehen das seit den 1920er Jahren zusammengetragene Fundmaterial im „Heimatismuseum Rheiderland“ in Weener sowie auch Objekte aus einigen Privatsammlungen im Vordergrund. Funde aus den Beständen der Ostfriesischen Landschaft werden nur in sehr begrenztem Maße herangezogen, um das Bild der Besiedlungs- und Kulturgeschichte des Reiderlandes abzurunden (der vom Autor verwendeten historischen Schreibweise ohne das „h“ wird hier gefolgt). Wolfgang Schwarz erfüllt hiermit eine wichtige Aufgabe in der archäologischen Landesaufnahme, wenn er diese der Fachwelt häufig schwer zugänglichen Funde aus den einzelnen Sammlungsbeständen systematisch vorlegt. Der Autor – bis 2009 langjähriger Leiter des Archäologischen Forschungsinstituts der Ostfriesischen Landschaft – schließt mit seinem dritten Werk dieser Art die Bearbeitung dieser Archivfunde ab, um für Ostfriesland ein möglichst umfassendes Inventar der archäologischen Altfunde vorzulegen. Dem Werk vorausgegangen ist 1990 zunächst der „Katalog der Bodenfundesammlung der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden“ im Rahmen seiner Arbeit „Besiedlung Ostfrieslands in ur- und frühgeschichtlicher Zeit“. Acht Jahre später folgte in Zusammenarbeit mit Renate Stutzke die Vorlage der Sammlungen aus den Museen Leer und Westrhauderfehn sowie wiederum

verschiedener Privatsammlungen unter dem Titel „Archäologische Funde aus dem Landkreis Leer“, die das Reiderland allerdings noch nicht berücksichtigte.

Das hier vorgestellte Werk gliedert sich in drei Teile: Im ersten Teil wird die Forschungsgeschichte erörtert. Immerhin gehört das Reiderland zu den am besten archäologisch untersuchten Regionen Ostfrieslands, begonnen mit den aufsehen-erregenden Funden aus Bentumersiel in den 1920er Jahren, die das Forschungsinteresse auf das Reiderland lenkten. Bereits in den 1930er Jahren kam es zu ersten Ausgrabungen durch das damalige Provinzialmuseum Hannover. Die Entstehung und die Entwicklung der Sammlung des „Heimatismuseums Rheiderland“ in Weener werden ebenfalls beschrieben. Es folgt eine Darstellung des Reiderländer Naturraums, der für das Verständnis der Siedlungsentwicklung außerordentlich wichtig ist. Denn Meeresspiegelanstieg bzw. -senkung, Vermooring und Marschbildung sowie Sturmfluten haben weite Teile des Reiderlandes maßgeblich und nachhaltig geprägt. Schwarz stellt dabei die naturräumliche Zweiteilung des Arbeitsgebietes heraus: das südliche Reiderland mit der höher gelegenen sandigen Geest und Moorengebieten auf der einen Seite und dem gegenüber die tiefer liegende Moormarsch und der Emsuferwall des nördlichen Reiderlandes; in beiden Teilen gibt es zudem Polderflächen entlang des Dollarts. Dies bedeutet immerhin völlig unterschiedliche Entwicklungen, unter anderem auch in der Vegetation und Tierwelt. Im nördlichen Reiderland ist im Laufe der Zeit eine Reduzierung des Siedlungsraumes auf den emsbegleitenden Uferwall mit dem rückseitig gelegenen siedlungsungünstigen Sietland zu beobachten. Generell wirkt sich dies auch auf die Auffindbarkeit von archäologischen Fundstellen aus. Sind auf der Geest in ackerbaulich genutzten Flächen Fundstellen vergleichsweise einfach durch gezielte Begehungen nachzuweisen, ist in der Marsch die Entdeckung von Fundstellen fast nur auf an der Oberfläche sichtbaren Denkmälern wie etwa Wurten möglich. Im umliegenden, von jüngeren Aufschlickungen überdeckten Umland ist die Chance auf archäologische Funde naturgemäß geringer. Ein Umstand, der für die Interpretation von Siedlungsentwicklungen, zumindest ältere Epochen betreffend, verheerend sein kann.

Damit kommen wir zum zweiten wichtigen Abschnitt des Buches. Hierin nimmt Wolfgang Schwarz eine Rekonstruktion der Besiedlungsgeschichte des Reiderlandes vom Ende der letzten Eiszeit bis zum Beginn der frühen Neuzeit vor. In chronologischer Reihenfolge wird von der Mittelsteinzeit (Mesolithikum) über die Jungsteinzeit (Neolithikum), die Bronze- und Eisenzeit, die Römische Kaiserzeit, die Völkerwanderungszeit, das Früh- und Hochmittelalter bis zum Spätmittelalter die menschliche Siedlungstätigkeit abgehandelt. In vergleichsweise kurzen Kapiteln werden die typischen Haus- bzw. Siedlungsformen, Werkzeuge und Keramik vorgestellt. In diesem Abschnitt des Buchs sind zahlreiche Querverweise zum nachfolgenden Katalog eingearbeitet, die auf die jeweiligen Fundstellen deuten. Die unter quasi geopolitischen Aspekten für das Reiderland spannende Epoche der frühen Neuzeit mit ihren zahlreichen kriegerischen Handlungen und anderen vielfältigen Entwicklungen werden in dieser Besiedlungsgeschichte nicht mehr verfolgt, obgleich im Fundkatalog durchaus zahlreiche Funde, beispielsweise etwa aus der Dieler Schanze oder Nendorp aufgelistet werden. Insofern stehen diese Funde etwas zusammenhanglos im Katalog. Dennoch ist es auch nachvollziehbar, die Rekonstruktion der Besiedlungsgeschichte in der gewählten Form mit dem Mittelalter enden zu lassen. Die jüngeren Entwicklungen wären sicherlich zu

differenziert zu betrachten und aufgrund ihrer Komplexität in der vorliegenden Form nicht hinreichend darzustellen. Außerdem ist es immer noch vielfach ein Paradigma in der archäologischen Forschung, die auf das Mittelalter folgenden historischen Entwicklungen getrennt zu betrachten. Erst die Etablierung der vergleichsweise jungen eigenen Disziplin der Neuzeitarchäologie wirkt dem mittlerweile entgegen.

Im dritten und wichtigsten Teil folgt der Katalog der Altfunde. Dieser Abschnitt macht erwartungsgemäß auch den größten Teil des Buches aus. Auf etwas über 110 Seiten wird das Fundmaterial in alphabetischer Reihenfolge nach den Ortschaften des Reiderlandes von B wie Bingum bis W wie Wymeer aufgeführt. Einen Sonderfall stellt Fundmaterial aus dem Leeraner Westerhammrich dar, der naturräumlich natürlich nicht zum Reiderland gehört – im Museum in Weener sind jedoch Funde aus einer kleinräumigen Grabung inventarisiert, die der damalige Museumsleiter Kramer 1963/1964 dort durchgeführt hat. Dabei folgen zunächst eine kurze Fundgeschichte und dann die Beschreibung der Funde. Die Vorstellung des Fundmaterials erfolgt knapp und in wissenschaftlicher Manier sachlich nüchtern gehalten. Eine repräsentative Auswahl des enormen Fundmaterials, zumeist handelt es sich dabei um Keramik, ist extra für dieses Buch gezeichnet und in Abbildungen visualisiert worden – versehen mit Katalognummern, die auf die jeweilige Textstelle im Katalog verweisen. Einen vergleichsweise großen Anteil innerhalb des Kataloges nimmt das Fundmaterial aus Bentumersiel ein: Eine Fundstelle u. a. mit römischen Funden, die lange als Versorgungsstation des römischen Heeres bzw. als Stapelplatz an der Ems diskutiert wurde, was in neuerer Zeit in der archäologischen Forschung jedoch etwas neutraler betrachtet wird. Weitere bedeutende Fundorte sind Hatzum-Boomborg, Jemgumkloster als eine der ältesten Wurtten Norddeutschlands oder Weener-Hilgenholt. Der letztgenannte Fundort auf der Geest repräsentiert eine Siedlung und ein Gräberfeld der jüngeren Bronzezeit, eine der Epochen, die in der Marsch aufgrund jüngerer Überflutungssedimente nur schwer archäologisch zu fassen sind. Und doch sind es gerade die Marschenfundplätze, die die archäologische Fachwelt immer wieder wegen ihrer hervorragenden Erhaltungsbedingungen unter anderem für organische Materialien im Boden begeistert haben. Langjährige Forschungstätigkeiten und Rettungsgrabungen des Niedersächsischen Instituts für historische Küstenforschung (vormals Institut für Marschen- und Wurttenforschung) in Wilhelmshaven und der Ostfriesischen Landschaft in Aurich lassen gerade auf dem Randwall entlang der Ems die Reaktion des Menschen auf einen stets im Wandel begriffenen Naturraum archäologisch fassen.

Abgerundet wird das Werk durch einen Abgleich der im Rahmen der Fundaufnahme vergebenen Katalognummern mit den museumsinternen Inventarnummern. Eine weitere Auflistung zeigt die Fehlbestände. Obgleich die Funde des Museums Weener Anfang der 1960er Jahre durch Klemens Wilhelmi auf Karteikarten erfasst wurden, waren sie Anfang der 2000er Jahre bei der Fundaufnahme für die vorliegende Arbeit zum Teil nicht mehr aufzufinden. Das eine oder andere Stück mag bei weiterer Überprüfung wieder auftauchen, wie etwa als verschollen geltende menschliche Knochen aus dem möglicherweise der Schlacht von Jemgum aus dem Jahr 1568 zuzuschreibenden Massengrab von Nendorp.

Mit dem Katalog der Reiderländer Altfunde hat Wolfgang Schwarz die letzte noch fehlende Materialvorlage dieser Art für weitere wissenschaftliche

Forschungen vorgelegt. Damit ist er nicht der erste auf diesem Gebiet. Bereits 1933 hat Peter Zylmann in seinem Werk „Ostfriesische Urgeschichte“ ein erstes Inventar archäologischer Funde aus Ostfriesland, die Funde aus dem Heimatmuseum Rheiderland eingeschlossen, erstellt. Später hat Klemens Wilhelmi als erster Leiter der Abteilung Archäologische Landesaufnahme an der Ostfriesischen Landschaft die bis 1964 vorhandenen Funde aus dem Reiderland in Karteikartenform inventarisiert. Schwarz hat nunmehr diese Arbeiten vervollständigt und das heute vorhandene Spektrum der Altfunde in den jeweiligen Sammlungen, teils mit Ergänzungen aus den Sammlungsbeständen der Ostfriesischen Landschaft, in dem Katalog zusammengeführt und mit dem 2016 veröffentlichten Buch das Quellenmaterial der Fachwelt über die Grenzen Ostfrieslands hinaus zugänglich gemacht. Es ist jedoch schade und für den Leser nicht nachvollziehbar, warum der Autor in seiner Darstellung der einzelnen Fundplätze auf Datierungsangaben verzichtet. Zwar gibt es Querverweise zwischen der Siedlungsentwicklung, aufgeteilt in die Kapitel „4 Steinzeit“ bis Kapitel „7 Mittelalter“ zum Katalogteil, worüber sich vielfach eine zeitliche Einordnung erschließt. Dafür müssen diese Kapitel aber parallel zur Sichtung des Katalogteils gelesen werden. Die Arbeit mit dem Fundkatalog hätte sich also für den Leser durch eine kurze Datierungsangabe erleichtert.

Trotz dieser kleinen Einschränkung hat Wolfgang Schwarz mit der Vorlage der Funde aus dem Reiderland einen wichtigen Beitrag zur Datensicherung der archäologischen Quellen geleistet und eine Grundlage für weitere Forschungen in diesem so spannenden Landstrich westlich der Ems geschaffen.

Wilhelmshaven

Andreas Hüser

De Utmienier. Beiträge zur Geschichte und Kultur der Stadt Leer und der Region – Mennoniten in Ostfriesland. Jahrbuch des Heimatvereins Leer, hrsg. vom Heimatverein Leer e.V., hier Bd. 1, Leer 2016.

Am 30. Oktober 2017 jährt sich zum 500. Mal der Thesenanschlag Martin Luthers an das Portal der Kirche zu Wittenberg. Das war der Beginn der Reformation, die tiefgreifende Wirkungen auf Gesellschaft und Politik ausüben sollte, die noch in der Gegenwart spürbar sind. Der Heimatverein Leer nahm das Jubiläum zum Anlass, die Mennoniten zum Schwerpunktthema seines ersten Jahrbuches zu machen.

Wiedertäufer und Mennoniten bildeten den linken Flügel der Reformation. Getreu der Lutherschen Maxime von der Allgültigkeit des geschriebenen Wortes in der Bibel sahen sie in der Erwachsenentaufe nach dem Vorbild der Taufe Christi im Jordan durch Johannes dem Täufer als eigentlichen Eintritt in die christliche Gemeinschaft. Damit stellten sie sich außerhalb der Ordnung, wie sie durch die calvinistische oder lutherische Mehrheitskonfession aufgestellt worden war.

Die Beiträge von Burghardt Sonnenburg (Täufer und Mennoniten in Ostfriesland und Leer, S. 65-74) und Matthias Christian Pausch („Für Friede und Einigkeit im heiligen Reich“ – die Verfolgung der Täufer im 16. Jahrhundert, S. 87-101) skizzieren die historische Entwicklung des Mennonitentums in Ostfriesland im Allgemeinen und in Leer im Besonderen. Melchior Hoffmann war der erste prominente Wiedertäufer in Ostfriesland. Ab 1529 wurden Taufgesinnte in Ostfriesland

ansässig. Graf Enno II. und seine Witwe Anna als vormundschaftliche Regentin schritten gegen die Täufer ein. Allerdings geschah dies meist auf Druck übergeordneter Reichsinstanzen und in Folge des Täuferreichs in Münster. Matthias Pausch stellt die Mechanismen der Verfolgung dar und kommt zum Ergebnis, dass zwar formal die Religionsausübung der Täufer in Ostfriesland untersagt war, aber die nach 1570 in großer Zahl einströmenden niederländischen Glaubensflüchtlinge, worunter sich viele Mennoniten befanden, die Durchsetzung des Verbotes erschwerten. Andererseits war das wirtschaftliche Engagement für die Landesherrschaft ein bedeutender Faktor, sodass es zur Duldung der Mennoniten in Emden, Leer und Ostfriesland kam. Gegen ein Geleitgeld konnten die Taufgesinnten wie die Juden ihre Religion in einem reglementierten Rahmen ausüben. Die Organisation der Konfession durch den aus Westfriesland stammenden Menno Siemons kam der Duldungspolitik der Landesherrschaft entgegen.

Die Beiträge von Klaas-Dieter Voss, („Aus Gründen der Religion und des Gewissens...“ Aspekte mennonitischen Denkens in Leben und Werk von Wilhelmine Siefkes, S. 75-86), Lore Houtrouw und Luise Frisch („Antje Brons, eine Mennonitin im 19. Jahrhundert, S. 111-121) beschäftigen sich mit Persönlichkeiten des Mennonitentums. Die Schriftstellerin Wilhelmine Siefkes und die Reeder-Gattin Antje Brons stehen im Mittelpunkt der Betrachtung. Gemeinsam ist beiden ihr soziales Engagement und das Eintreten für Frauenrechte. Wilhelmine Siefkes wurde von der Verfolgung durch die NS-Machthaber geprägt, die sie und ihren Lebensgefährten, den Reichstagsabgeordneten Hermann Tempel, wegen ihrer sozialdemokratischen Gesinnung besonders bedrängten und gefährdeten. Für Wilhelmine Siefkes bildete das Christentum die Grundlage des Sozialismus. Ihre Hinwendung zum Mennonitentum erfolgte als Reaktion der Verbrüderung großer Teile der lutherischen Kirche mit dem Nationalsozialismus.

Antje Brons wurde in einer mennonitischen Familie sozialisiert. Schon in ihrer Jugend hinterfragte sie ihre Frauenrolle und in ihrer langen Ehe mit dem Emder Kaufmann und Reeder Ysaak Brons, der sich während der Revolution von 1848 für Marinefragen engagierte, kam das Engagement für die Wohlfahrt von Kindern und der sozialen Frage hinzu.

Der Artikel von Ewert Cramer (Wo liegt eigentlich Gartental? Spurensuche bei den Mennoniten in Uruguay, S. 102-110) beschreibt die Entstehung einer Mennonitengemeinde in Uruguay als Folge der Auswanderung einer geschlossenen Gruppe von Taufgesinnten aus Ostpreußen, die im Frühjahr 1945 nach Dänemark flüchteten und in der Umgebung von Montevideo eine neue Heimat fanden.

Der im Jahrbuch des Heimatvereins Leer präsentierte Themenschwerpunkt zeichnet ein facettenreiches Bild des Mennonitentums in Ostfriesland und in Leer. Die einzelnen Beiträge bilden den aktuellen Stand der Forschung ab. Es entstand ein Kompendium, das zu weiteren Diskussionen und Forschungen anregen kann.

Der Heimatverein Leer hat mit seinem neu konzipierten Jahrbuch und dem Themenschwerpunkt ein Signal gesetzt, das Heimatinteressierte für seine Arbeit begeistern und den einen oder anderen zum Engagement beim Verein anregen kann.

Manfred Wegner (Bearb.), Die jüdischen Familien in Leer und ihre Herkunft, (Ostfriesische Familienkunde. Beiträge zur Genealogie und Heraldik, Heft 22), 3 Bände, Aurich 2015, ca. 930 S., überw. Ill., 95 Euro, ISBN 978-3-934508-80-4.

Gerhard Kronsweide, Die jüdische Gemeinde Jemgum 1604-1940. Zusammenleben im Emsflecken, Upstalsboom Gesellschaft (Ostfriesische Familienkunde. Beiträge zur Genealogie und Heraldik, Heft 23), Aurich 2016, 90 S., Ill., genealog. Tafeln, 1 Karte, 7,50 Euro, ISBN 978-3-934508-81-1.

In der Reihe „Ostfriesische Familienkunde. Beiträge zur Genealogie und Heraldik“ der Upstalsboom Gesellschaft konnten endlich auch Arbeiten zu jüdischen Gemeinden, und zwar zu denen in Leer und Jemgum, herausgegeben werden. Die Autoren Manfred Wegner und Gerhard Kronsweide verbindet der ausdrückliche Wunsch, die Geschichte der jüdischen Familien zu dokumentieren, um sie damit vor dem Vergessen zu bewahren. Im Umfang sind die Arbeiten sehr unterschiedlich ausgefallen, was nicht zuletzt in der Größe und Bedeutung der jeweiligen jüdischen Gemeinde begründet ist. Gerhard Kronsweide hat aufgrund der eher überschaubaren Quellenlage die Familiennachweise der vergleichsweise kleinen Jemgumer jüdischen Gemeinde in eine historische Gesamtdarstellung eingebettet. Manfred Wegner konnte für die jüdische Gemeinde der Stadt Leer ein dreibändiges Werk zusammenstellen, das vor allem durch den umfangreichen, alphabetisch sortierten Familienteil, dem Abdruck transkribierter Quellen zur jüdischen Geschichte in Leer und der fotografischen Dokumentation jüdischer Grabstellen in Leer und Loga beeindruckt.

Manfred Wegner, Mitarbeiter im Stadtarchiv Leer, hat schon mehrere Ortsfamilienbücher im Verlag der Ostfriesischen Landschaft veröffentlicht. Unter anderem zeichnete er für die Bearbeitung der reformierten und katholischen Familien für das mehrbändige Ortsfamilienbuch Leer (2003) verantwortlich sowie auch für die Veröffentlichung der Hypothekenbücher der Stadt Leer (2008). Die Ergebnisse dieser und anderer heimatgeschichtlichen Forschungen über Leer, vor allem durch die Leiterin des Stadtarchivs Leer, Menna Hensmann, sind in die vorliegende dreibändige Publikation eingeflossen. Im Vorwort betont Wegner, dass er alle ihm „zur Verfügung gestellten und stehenden Zahlen, Daten und Fakten ausgewertet habe, um diese in eine „Ortssippenbuch-ähnliche Form zu bringen“. Dass ihm das gelungen ist, zeigt der erste Teilband: Der sogenannte „Familienteil“ umfasst allein über 400 Seiten (S. 53-475) mit insgesamt 1.960 alphabetischen Namensseintragungen der jüdischen Bewohner Leers im 19. und 20. Jahrhundert. Ausgewertet wurden die Zivilstandsregister der napoleonischen Zeit (1811-1815), die Geburts-, Sterbe- und Heiratsregister der jüdischen Gemeinde Leer, Adressbücher, An- und Abmelderegister, Meldekarten und weitere archivalische Quellen aus dem Stadtarchiv Leer. In die Fußnoten hat Wegner erläuternde Bemerkungen und weiterführende Hinweise aufgenommen, teilweise auch längere Auszüge aus den Quellen wiedergegeben. Zusätzlich nutzte er u.a. die Online-Datenbanken des Bundesarchivs „Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945“ und des Vereins für Computergenealogie „genealogy.net“, um Schicksale und Wege der vertriebenen Juden nach 1940 nachzuweisen. Leider lässt der Bearbeiter den Leser oft im Unklaren darüber, auf welche der Online-Datenbanken er jeweils verweist.

Diesem gewichtigen Familienteil sind kleinere Zusammenstellungen „jüdischer Spuren“ im 17. und 18. Jahrhundert vorangestellt, die auf der Auswertung der Schatzungsregister des Amtes Leer und der Arbeit von Georg Eggersgluß im Emdener Jahrbuch (2001) über die Geleitsbriefe für Juden der ostfriesischen Fürsten und Fürstinnen beruhen. Ferner wurde eine Liste zum „Jüdischen Hausbesitz in Leer um 1900“ (S. 19-44) gefertigt, in der – alphabetisch nach Straßen geordnet – alle nachweisbaren jüdischen Hausbesitzer erfasst worden sind: Insgesamt wurden fast 40 Häuser ermittelt, die sich um 1900 in jüdischem Besitz befanden. Als Quellen wurden die Adressbücher, Hypothekenbücher, Brandkataster und Feuerversicherungslisten der Stadt Leer herangezogen, die, wie die Unterlagen aus dem Archiv der Landschaftlichen Brandkasse in Aurich, zusätzliche bauliche Details der Gebäude liefern. Darüber hinaus standen die Meldekarten und die Haushaltskartei der Stadt Leer zur Verfügung, so dass auch die verschiedenen Wohnorte und häufigen Umzüge jüdischer Familien innerhalb von Leer dokumentiert werden konnten.

Der zweite Band beginnt mit der Auflistung aller jüdischen Opfer des Nationalsozialismus aus Leer mit Angaben zum Todesjahr und -ort. Er besteht vorwiegend aus einer umfangreichen Sammlung von Transkriptionen und Regesten der mannigfaltigen Archivalien des Stadtarchivs zur jüdischen Gemeinde (S. 509-692) und kann als Anhang zum ersten Band verstanden werden. Wünschenswert wären hier und da erläuternde Worte des Bearbeiters über die Auswahl der Quellen gewesen und zumindest auch ein Hinweis darauf, dass sich im Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Aurich weitere Bestände befinden, die Quellen zur jüdischen Gemeinde Leer vorhalten.

Die Dokumentation der „Jüdischen Grabstellen in Leer und Loga“ (ca. 127 Blatt) bildet den dritten Teilband. Sie beruht auf dem Projekt der Rijksuniversiteit Groningen zur Erfassung jüdischer Gräber aus dem Jahr 1977. Johannes Röskamp veröffentlichte schon 1984 die Grabinschriften, deren hebräische Abschriften wie auch deren Übersetzung vom Niederländischen ins Deutsche. Manfred Wegner hat diese Aufstellung nun mit eigenen Fotografien der Grabstellen aktualisiert. So konnte er auf dem jüdischen Friedhof an der Groninger Straße 237 Grabsteine dokumentieren, auf dem Friedhof in Loga noch 13.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Arbeit von Manfred Wegner eine wichtige Grundlage für weitere Forschungen zum jüdischen Leben in Leer darstellt. Darüber hinaus hat er aufgezeigt, wie vielfältig die archivalischen Quellen sind, die zur Erforschung jüdischer Familiengeschichte genutzt werden können.

Auch Gerhard Kronsweide, Autor der zweiten hier vorzustellenden familienkundlichen Abhandlung, ist ein ausgewiesener Lokalhistoriker und Ortschronist. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, neben neuen genealogischen Recherchen eine Geschichte über die kleine jüdische Gemeinde in Jemgum zu erarbeiten, die sich durch die Zusammenführung bisheriger Forschungsergebnisse auszeichnet. Man merkt, dass es Kronsweide persönlich wichtig ist, das Erinnern an die Verfolgung und Vertreibung der Jemgumer Juden nach 1933 wach zu halten. Der familienkundliche Teil – mit einer alphabetischen Auflistung aller quellenkundlich nachweisbaren Familien – wird durch die Erstellung von Stammbäumen und einem Stadtplan mit den Wohnstätten der jüdischen Einwohner um 1900 bereichert. Wie Manfred Wegner nutzt auch Kronsweide die Ergebnisse der Rijksuniversiteit

Groningen zur Erfassung jüdischer Gräber aus dem Jahr 1977 und druckt sie erneut ab. Auch diese Publikation wird sicherlich Grundlage zu weiterführenden Forschungen über die jüdische Gemeinde Jemgum sein.

Aurich

Astrid Parisius

2. Zur Geschichte der Nachbargebiete

Jens Beck / Sylvia Butenschön / Heike Palm: Amtshausgärten. Ländliche Gartenkultur an den Verwaltungssitzen im Kurfürstentum/ Königreich Hannover, hrsg. von der Technischen Universität Berlin, Fakultät VI Planen, Bauen, Umwelt, Institut für Stadt- und Regionalplanung, Berlin 2016, 308 S, Ill., 34 Euro, ISBN: 978-3-7983-2809-9.

Von 2010 bis 2014 förderte die Deutsche Forschungsgemeinschaft am Fachgebiet Denkmalpflege an der Technischen Universität Berlin ein Projekt zum Thema „Amtshausgärten – Administrativer Gartenkulturtransfer im 18. und 19. Jahrhundert“. Die vorliegende Veröffentlichung von Jens Beck, Sylvia Butenschön und Heike Palm aus dem Jahr 2016 stellt nun die Ergebnisse vor. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf der Gartengeschichte im 18. Jahrhundert, das 19. Jahrhundert hingegen wird in deutlich geringerem Ausmaß thematisiert.

Untersuchungsgegenstand waren die sogenannten Amtshausgärten im Kurfürstentum und späteren Königreich Hannover. Diese sind zwar wegen ihrer hohen Anzahl und der guten Quellenlage von gartengeschichtlich und denkmalpflegerisch hohem Interesse, spielten aber bisher in der Fachliteratur neben den zur ländlichen Gartenkultur gehörenden bekannteren Guts- und Pfarrgärten eine relativ kleine Rolle.

Amtshausgärten dienten als landwirtschaftliche Großbetriebe nicht nur der Subsistenz für den Amtmann, seiner Familie, der untergeordneten Bediensteten und weiterer Bewohner des Hofes, sondern immer auch der Repräsentation des Landesherrn im ländlichen Raum. Ihr charakteristisches Merkmal war nicht zuletzt deshalb auch die Verbindung von Nützlichkeit und Ästhetik.

Die Arbeit gliedert sich in vier Abschnitte. Die bekannte Gartenhistorikerin Heike Palm zeichnet verantwortlich für die ersten drei. Zunächst stellt sie den „Amtshof in seiner Funktion als Verwaltungssitz und Wirtschaftsbetrieb“ vor. Im nächsten Abschnitt über die „Gartenkultur an den Amtssitzen“ thematisiert sie Lage, Funktion und Größe der Gärten, die Aufgaben und Spielräume der zuständigen Beamten sowie Bewirtschaftung und Nutzung. Das Kapitel „Amtshausgärten im Detail“ zeichnet an drei Beispielen – Wölpe, Calenberg und Koldingen – nach, wie sich die allgemeineren Vorgaben im Detail gestalten. Sowohl Größe als auch geografische Lage des Amtssitzes entschieden am Ende über Gestaltung und Nutzung des Gartens.

Abgeschlossen wird die Untersuchung mit dem Kapitel zur Gestaltung der Amtshausgärten von Jens Beck und Sylvia Butenschön. Während Palm neben Karten vor allen Dingen Akten ausgewertet hat, wie zum Beispiel bei Pächterwechsel

entstandene Inventare, nutzten Butenschön und Beck in der Hauptsache Gartenpläne aus dem gesamten Kurfürstentum bzw. Königreich Hannover.

Eingeflossen in die Auswertung sind dabei auch einige Pläne aus dem Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Aurich. Es handelt sich um solche vom Schloss in Aurich sowie von den Amtshäusern in Esens, Friedeburg, Leer und Stickhausen. Leider werden sie in der Publikation nicht explizit erwähnt. Es findet sich nur ein Ausschnitt des Stickhausener Amtshausgartenplans auf Seite 263, ein Verweis auf die achteckige Gartenlaube in Stickhausen auf Seite 268 (Fußnote 108) und die Erwähnung der im Lageplan des Auricher Schlosses eingezeichneten Wassergräben, die Überreste älterer Verteidigungsgräben zu sein schienen, auf Seite 267 (Fußnote 103).

Auch wenn die ostfriesischen Amtshausgärten nur in geringem Umfang eingeflossen sind – was sicher darauf zurück zu führen ist, dass Ostfriesland erst seit 1815 Bestandteil des Königreichs Hannover war und der Untersuchungszeitraum hauptsächlich im 18. Jahrhundert angesiedelt war – handelt es sich um eine äußerst lesenswerte Veröffentlichung nicht nur für ausgewiesene GartenhistorikerInnen sondern auch für ein breiteres Publikum. Sie zeichnet sich nicht zuletzt durch die Verbindung von historischen, kunsthistorischen und freiraumplanerischen Perspektiven aus. Ergänzt wird der Band durch eine große Zahl farbiger Abbildungen von historischen Plänen und Fotos sowie ein Orts- und Personenregister im Anhang.

Aurich

Kirsten Hoffmann

Denny Becker, Versorgung, Niederlassung und Lebenswelt preußischer Soldaten- und Invalidenfamilien auf dem Land (1740-1806), Berlin 2016, zugl. Univ.-Diss., 447 S., Ill., 66 Euro, ISBN 978-3-86573-958-2.

Während in der Vergangenheit die militärhistorische Forschung ihren Schwerpunkt auf die Lenker der Schlachten und ihr militärisches Kartenwerk gelegt hatte, so sind diese Aspekte heute zu großen Teilen erforscht. Die moderne Militärgeschichte ist thematisch deutlich breiter gefächert. Der einfache Kriegsteilnehmer ist im sozialen Kontext seiner Zeit stärker in den Mittelpunkt gerückt. Um es im militärischen Jargon auszudrücken: Die Forschung hat einen Schwenk vom General zum Gefreiten vollzogen.

Auch die in gekürzter Form veröffentlichte Dissertation von Denny Becker steht für die moderne Ausrichtung der militärgeschichtlichen Forschung. Die Arbeit behandelt die wechselseitigen Beziehungen zwischen Militär, Verwaltung und Zivilbevölkerung im ländlichen Raum des preußischen Staatsgebietes auf der Grundlage der untersuchten Quellen. Laut Becker mangelte es in der bisherigen Forschung an verlässlichem Material – insbesondere aufgrund der Zerstörung des Heeresarchivs in Potsdam im April 1945 –, so dass es zu einer Reihe von Fehleinschätzungen in den bis dato vorliegenden Untersuchungen kam. Die vorliegende Arbeit wurde mit dem Ziel verfasst, diese Forschungslücke durch eine intensive Quellenrecherche vor allem der zivilen Überlieferung zu schließen. Dabei beschränkte sich Becker nicht nur auf Archive auf deutscher Seite, sondern wertete auch das in den polnischen Archiven vorhandene Material aus.

Die Publikation ist nach drei Aspekten untergliedert: die Versorgung-, die Niederlassungs- und die Lebenswelt preußischer Soldaten- und Invalidenfamilien auf dem Land. Die Rolle der Landgemeinden und Landständen ist ebenso Teil der Untersuchung, wie die Lebensbedingungen der Soldaten und Familien in den jeweiligen Regionen Preußens. Anhand spezifischer Quellenfunde werden die regionalen Begebenheiten untersucht und zum Teil verglichen – so auch das zu der Zeit preußische Ostfriesland. Im Verlauf der Arbeit muss sich der Leser auf häufige Wechsel zwischen Orten und Sachverhalten anhand der Quellenbefunde einstellen. Diese Zusammenstellung verdeutlicht die Heterogenität des preußischen Staates in dieser Zeit. Insbesondere bei der Untersuchung der einzelnen Lebensrealitäten ließen sich teils erhebliche Unterschiede im Umgang mit den Soldaten, Invaliden und ihren Familien von Region zu Region beobachten. Diese waren nicht nur durch die Zeitumstände bedingt, sondern auch durch die Akteure, deren Handeln wiederum von wirtschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten bestimmt wurde. Die Soldaten und Invaliden versuchten, sich der jeweiligen Lage anzupassen und neue Anstellungen zu finden, die ihnen ein Auskommen sicherte. Dabei wurden sie durchaus vom Staat unterstützt, der dazu tendierte, die ehemaligen Soldaten in staatliche Berufe zu übernehmen, anstatt sie in kostspieligen und knappen Einrichtungen der Fürsorge unterzubringen. Auch außerhalb der begrenzten staatlichen Angebote fanden die Soldaten Beschäftigung als Kleinbauern, Knechte oder in organisierten Bettelstrukturen.

Im letzten Kapitel stehen die Frauen und die Familien der Soldaten im Mittelpunkt der Untersuchungen. Hier zeigen sich teils große Unterschiede im Standesdenken und Umgang mit soldatischen Familien in den gesellschaftlichen Gefügen. Aus den Quellen lässt sich ableiten, dass Frauen keine einheitliche, aber eine prägnante Rolle im sozialen Auf- oder Abstieg ihrer Familien spielten. Mehrfach wird ein erstaunliches Selbstbewusstsein der Soldaten, Invaliden und ihren Familien gegenüber der staatlichen Obrigkeit aber auch höheren Ständen offenkundig, was in dieser Breite und Deutlichkeit nicht unbedingt zu erwarten war. Eine Vielzahl von Beispielen zeigt, wie Soldaten- und Invalidenfamilien ihre vermeintlichen Ansprüche gegenüber staatlichen Stellen durchzusetzen suchten oder sich der Obrigkeit gar gänzlich widersetzen. Die gängige Vorstellung vom hörigen preußischen Diener des Staates wird in dieser Arbeit für das untersuchte Milieu wiederholt infrage gestellt.

Etwas enttäuschend fallen leider die Exkurse in den ostfriesischen Teil der Geschichte aus. Die benannten Sachverhalte sind stellenweise nur oberflächlich beschrieben. Am Beispiel der Siedlungsgeschichte Moordorfs wird deutlich, dass Erklärungen teilweise zu kurz greifen. Es wird auf die Niederlassung von Soldaten aus fernen Regionen Preußens im Ort hingewiesen, eine Quelle zu dieser These fehlt jedoch. Insgesamt entsteht aus den ostfriesischen Fragmenten kein umfassendes Bild. Eine Ursache könnte die in der Arbeit nachgewiesene geringe Zahl der Besiedlungen durch Soldaten und Invaliden im Auricher und Emder Raum sein. Eine genauere Untersuchung der Umstände in den Moorkolonien hätte möglicherweise Erklärungen für die Beobachtung geliefert. Die hohen Standards der Arbeit gereichen dem Autor bei den Ausführungen zur Situation in Ostfriesland zum Nachteil, da die quellenfundierte und detaillierte Ausarbeitung hier merklich zu kurz greifen.

Insgesamt ist es Becker jedoch gelungen, eine umfassende und auf fundiertem Quellenstudium beruhende Untersuchung zu einem wichtigen Teil der Militärgeschichte Preußens zusammenzustellen und dadurch ein differenziertes Bild der Zeitumstände zu bieten. Dazu zählten nicht nur die militärische Ebene, sondern auch die komplexen sozialen Zusammenhänge im ländlichen Raum. Fast beiläufig liefert die Arbeit zusätzlich wertvolle Erkenntnisse über die Wirtschafts- und Sozialgeschichte Preußens. Dies ist eine weitere Stärke der Arbeit. Ihre Vielschichtigkeit ist in mehrfacher Hinsicht ein Gewinn für die Forschung zur preußischen Geschichte.

Emden

Christian Röben

Jessica Cronshagen, Einfach vornehm. Die Hausleute der nordwestdeutschen Küstenmarsch in der frühen Neuzeit, Göttingen 2015, zugl. Oldenburg, Univ.-Diss. 2010, 330 S., graph. Darst., 29,90 Euro, ISBN 978-3-8353-1579-2.

Die Klammer, die Jessica Cronshagen für ihre Studie zu den Marschenbauern setzt, ist gut gewählt. Eingangs und in ihrem Fazit nimmt sie Bezug auf eine Quelle, die das Selbstverständnis dieser großbäuerlichen Schicht unterstreicht: „Der friesische Hausmann war ein Reiter geradezu ständischer Dimension, seine Standesdünkel verteidigte er auch um den Preis eigenen Nachteils“ (S. 298). Die Ursache für dieses „Vornehmsein“ sieht die Autorin in der ökonomischen Basis und Potenz und erkennt hier „einen erstaunlich modern-bürgerlichen Anstrich“. Sie konstatiert, dass sich die Hausleute zwar als Stand inszenierten, aber keiner seien und dass „das Erkenntnisinteresse daher der Etablierung und Konsolidierung ökonomisch herausragender Familien zur geschlossenen lokalen Elite“ galt. Das unstreitbar vorhandene Standesbewusstsein dieser Schicht fußt aber ebenso auf rechtlichen Freiheiten, die die bis in das Frühmittelalter reichenden Traditionen aufweisen. Die genossenschaftlichen Strukturen, in denen sich diese großbäuerliche Schicht organisierte und die gesellschaftlichen Aufgaben, wie Deichschutz und Entwässerung, gemeinsam bewältigte, spielen sicherlich eine mindestens genauso große Rolle für das Selbstbild dieser Marschenbauern.

Jessica Cronshagen gliedert ihre Studie, in der sie die Hausleute der Küstenmarsch Ostfrieslands und des Jeverlandes in den Mittelpunkt stellt, in sieben Abschnitte. Einführend beschreibt sie den Forschungsstand zur landesgeschichtlichen Entwicklung in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht. Dann folgt die Untersuchung der Hausleute unter demografisch-bevölkerungsgeschichtlichen Aspekten. Von besonderem Interesse erscheint hier das Heiratsverhalten und die erbrechtlichen Vermögensregelungen. Es wird deutlich, dass die Ehe vor allen Dingen zur Festigung des Status und zur wirtschaftlichen Absicherung der Partner, aber auch der Eltern und Geschwister, eingegangen wurde. Durch die Erbverträge wurden in erster Linie Raten-, Pacht- und Rentenzahlungen geregelt und zwar so, dass sich – anders als bei einer reinen Vermögensübertragung – langfristige Verflechtungen zwischen den großbäuerlichen Familien verankerten. Dem Hoferhalt kam hierbei eine besondere Bedeutung zu. Das Jüngsten-Erbrecht und auch die fast gleichberechtigte Stellung der Töchter beim Erbrecht förderte eine breite, auf homogenem Niveau agierende Schicht.

Anschließend wendet sich die Autorin der Wirtschaftsgeschichte zu, die von den besonderen geographischen Voraussetzungen geprägt sind. Die Nähe zum Meer bot natürlich die Chance, nicht nur landwirtschaftlich tätig zu sein, sondern die Ökonomie den geographischen Herausforderungen der Marschen anzupassen. Der Hof hat hierbei die Rolle einer Kapitalanlage, kann also gewechselt werden; die repräsentative Größe ist wichtig, weniger die Rolle als „Stammsitz“. Das Land wird zur Ware und ein „Handel mit Höfen“ belegt zudem die Rolle, die das Geld- und Kreditwesen für die Bauern gehabt hat. Gerade vor dem Hintergrund der äußeren Bedrohung durch Sturmfluten und Überschwemmungen war der Besitz von Geld und der Besitz von repräsentativen kostbaren Gütern ein wichtiger Rückhalt und brachte zudem die Garantie, den Lebensstandard und das Abgrenzungsbedürfnis auch nach einer Naturkatastrophe wahren zu können.

Distinktion und „Standesdünkel“, den die Autorin in ihrer Einleitung heraushebt, zeigt sich auch im Repräsentationsverhalten. Hier besticht die Arbeit durch intensivere Quellenarbeit. Die Verfasserin wertet hierzu verschiedene Inventare aus; eine Quellengattung, die für die Marschgebiete besonders reichlich überliefert ist. Die Arbeit von Christiane Aka für den Bereich der Wesermarsch hat gezeigt, wie aussagekräftig eine nähere und vergleichende Untersuchung auch der dinglichen Hinterlassenschaft, also der Objekte selbst, sein kann. In ihrer Arbeit hat sich Jessica Cronshagen jedoch vor allen Dingen auf die schriftliche Überlieferung gestützt.

Die regionale Abgrenzung ist aufgrund der politisch-landesgeschichtlichen Entwicklung schlüssig und zulässig, doch wäre eine intensivere Einbeziehung und vergleichende Untersuchung des gesamten Marschengebietes wünschenswert gewesen. Die vergleichbaren ökonomischen Voraussetzungen dieses Gebietes haben auch einen Kulturraum entstehen lassen, der sich in der aus den genossenschaftlichen Strukturen heraus entstandenen Identität, Distinktion, in den rechtlichen Verhältnissen und dem Repräsentationsbedürfnis abgrenzt.

Jessica Cronshagen ist gerade in den Teilen ihrer Studie, in denen sie sich auf eigene Quellenarbeit stützt, ein lesenswertes, facettenreiches Bild der bäuerlichen Oberschicht in den Marschengebieten gelungen.

Jever

Antje Sander

Eckart Henning, Archivalien und Archivare Preußens. Ausgewählte Aufsätze. Mit einem Geleitwort von Jürgen Kloosterhuis, Berlin 2013, 280 S., 99,90 Euro, ISBN 978-3-428-13919-4.

Bereits ein erstes flüchtiges Durchblättern des vorliegenden Buches zeigt, dass der offensichtlich vom Verlag gewählte Titel etwas in die Irre führt. Denn in Eckart Hennings Veröffentlichung geht es keineswegs um eine Gesamtschau der in den preußischen Staatsarchiven gehorteten Archivalien oder den dort beschäftigten Archivaren, sondern der Fokus liegt einzig und allein auf der Geschichte des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz. Ziel der Aufsatzsammlung ist es dabei, zum Teil vergriffene oder an entlegener Stelle gedruckte Beiträge, die dennoch häufig nachgefragt werden, erneut zu veröffentlichen.

Der Band, dem ein Geleitwort des Archivdirektors des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz, Jürgen Kloosterhuis, vorangestellt ist, gliedert sich in

zwei Teile. Der erste Abschnitt ist eher institutionsgeschichtlich angelegt und stellt die zentralen Archive Preußens (Geheimes Staats- und Cabinets-Archiv, Geheimes Ministerialarchiv, Brandenburg-Preussisches Hausarchiv) und seine Bestände vor, während sich der zweite, eher prosopographisch ausgerichtete Teil vor allem den Akteuren – und damit den Archivaren – widmet.

Im ersten Abschnitt präsentiert Henning nach einem knappen 3seitigen Überblick über die „Archive Brandenburg-Preußens im 17. und 18. Jahrhundert“ (S. 21-23) die 1835 von dem königlichen Regierungsrat Georg Wilhelm von Raumer niedergeschriebene Archivgeschichte. Auf mehr als 250 Seiten hatte sich von Raumer, der gerade zwei Jahre zuvor zum Vortragenden Rat beim Geheimen Staats- und Kabinettsarchiv und der Archivverwaltung ernannt worden war, mit der Geschichte des Geheimen Staatsarchivs von den Anfängen des Archivwesens in der Mark Brandenburg im 13. Jahrhundert bis 1820 auseinandergesetzt (S. 24-79). Insbesondere der Hauptteil – so Hennings Einschätzung – könne sich mit Melle Klinkenborgs späterer Arbeit über die Geschichte des Geheimen Staatsarchivs im 17. und 18. Jahrhundert durchaus messen (S. 25).

Ähnlich verhält es sich mit einer – ursprünglich nicht zur Veröffentlichung vorgesehenen – Zusammenstellung des Staatsarchivdirektors und Referenten in der Archivabteilung des Preussischen Staatsministeriums, Georg Winter (1895-1961), über „Die Leitung der Preussischen Archivverwaltung 1810-1945“ (S. 80-103), den Henning bereits 1977 veröffentlicht hatte und nunmehr in einer leicht ergänzten Fassung – nämlich unter Erwähnung von Dr. Ernst Zipfel (1891-1966) und Dr. Erich Randt – erneut präsentiert.

Der einzige von Henning selbst verfasste Aufsatz im ersten Teil des Bandes beschäftigt sich ebenfalls mit dem Geheimen Staatsarchiv unter dem Titel „50 Jahre Geheimes Staatsarchiv – 100 Jahre seit seiner Vereinigung mit dem Ministerialarchiv (1874-1924-1974)“ (S. 87-103). Dabei handelt es sich – wie der Fußnote zu entnehmen ist – um eine erweiterte und nunmehr mit Anmerkungen und Abbildungen versehene Fassung von Hennings historischer Einleitung „Zur Geschichte des Geheimen Staatsarchivs in den letzten hundert Jahren (1874 – 1974)“, die erstmals in einer Informationsbroschüre des Geheimen Staatsarchivs Preussischer Kulturbesitz 1974 erschienen ist. Allerdings sucht man in der aktuellen Veröffentlichung die genannten Abbildungen vergeblich.

Im Anschluss folgen zwei Augenzeugenberichte zur sogenannten „Stunde Null“ in Berlin (S. 104-126). Der erste Bericht stammt vom damaligen Leiter des Staatsarchivs Breslau, Dr. Joachim Lachmann, der als Flüchtling nach Berlin gelangte, und das „Ende der Preussischen Archivverwaltung am 21. April 1945“ (S. 106) miterlebte. Den zweiten, ausführlicheren hatte der Buchbinder und Restaurator des Geheimen Staatsarchivs, Paul Freudenberg, verfasst. In einem 18seitigen maschinenschriftlichen Skript beschrieb er durchaus bewegend, wie immer wieder russische Soldaten auf der Suche nach Wertsachen das Archiv durchsuchten und es letztlich, nach einem vorsätzlich gelegten Brand im Magazin, zu großen Archivverlusten gekommen war.

Eine „Zeittafel zur Archivgeschichte Brandenburg-Preußens von den Anfängen bis 1874“ (S. 127-129) – erstmals 1974 veröffentlicht –, zu der man sich eine Ergänzung bis ins 20. Jahrhundert gewünscht hätte, beschließt den ersten Abschnitt des Bandes.

Der zweite Teil beginnt mit einem bereits 1979 erschienen Beitrag Hennings über den ersten Generaldirektor der Preussischen Staatsarchive, Reinhold Koser

(S. 133-163). Henning fühlte sich zu der Abfassung veranlasst, da seiner Ansicht nach Kosers archivfachliche Leistungen zu wenig gewürdigt worden waren. So fanden während dessen Amtszeit allein acht Neu- bzw. Erweiterungsbauten in den Provinzialarchiven in Koblenz, Magdeburg, Stettin, Düsseldorf, Breslau, Münster, Wiesbaden und Osnabrück statt und auf Koser ging auch die Abkehr vom Pertinenz- und die Einführung des Provenienzprinzips in den preussischen Provinzialarchiven zurück. Ebenso führte Koser Neuerungen bei der Archivarsausbildung ein, die zum Teil bis heute Bestand haben.

Es folgt eine mit Christel Wegeleben erarbeitete Übersicht über „Archivare beim Geheimen Staatsarchiv 1874-1974“ (S. 164-220), die eine ausführliche Vorbemerkung zu „Rang und Titel der höheren preussischen Archivbeamten im Kaiserreich“ (S. 169) enthält. Von den knapp 150 aufgeführten Archivaren haben einige, darunter Adolf Brennecke oder Johannes Papritz, nicht nur in archivischen Fachkreisen einen guten Klang; es finden sich aber auch ein paar Namen, die einen direkten Bezug zu Ostfriesland haben. So waren Ernst Friedländer und Joseph König nicht nur zeitweise im Geheimen Staatsarchiv beheimatet, sondern haben auch ihre Spuren im damaligen preussischen Staatsarchiv in Aurich hinterlassen.

Unter dem Titel „Reinhard Lüdicke, der ‚Listenreiche‘ (1878-1947)“ (S. 221-233) befasst sich Henning mit dem ersten Leiter des Brandenburgischen Landesarchivs. Seinen Beinamen soll Lüdicke erhalten haben, weil er für Heinrich von Treitschkes fünfbändiger „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert“ ein Personen- und Sachregister erstellt hatte, das das Werk erst benutz- bzw. nachschlagbar machte. Darüber hinaus hatte sich Lüdicke seit 1924 dem Auf- und Ausbau des 1883 im Geheimen Staatsarchiv als eigenem Archivkörper geführten Brandenburgischen Provinzialarchivs gewidmet. Anschließend präsentiert Henning die Aufzeichnungen Lüdicke über seinen Volkssturm-Einsatz vom 20. April bis 2. Mai 1945 in Berlin (S. 234-255), zu dem sich der 65-Jährige freiwillig gemeldet hatte.

Zuletzt wird noch unter dem Titel „Gottfried Wentz, ‚ein Stiefkind des Glücks?‘ (1878-1945)“ (S. 256-266) der „eigentliche Geschäftsführer des Kaiser-Wilhelms-Instituts für Deutsche Geschichte“ und kommissarische Direktor des Preussischen Geheimen Staatsarchivs gewürdigt.

Der Aufsatzband wird abgeschlossen durch einen Lebenslauf Eckart Hennings, der von 1972 bis 1984 als Referent beim Geheimen Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz arbeitete, bevor er als Direktor des Archivs zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft nach Berlin-Dahlem wechselte, einer Übersicht über weitere Veröffentlichungen Hennings zum Themengebiet Archivalien und Archivare Preußens sowie ein hilfreiches Personenstandsregister.

Die in den Jahren 1973 bis 2007 erstmals veröffentlichten Beiträge ersetzen bei weitem nicht eine noch zu schreibende Geschichte des Geheimen Staatsarchivs Preussischer Kulturbesitz, dienen allerdings dazu, wie der Archivdirektor Jürgen Kloosterhuis in seinem Geleitwort betont, „die bereits zu Papier gebrachten Erinnerungen an dieses Archiv und seine wechselvolle Historie in den Grenzen des Leistbaren wachzuhalten“ (S. 7). Leider ist zu erwarten, dass der hohe Preis für das äußerlich eher unscheinbare Buch nicht unbedingt zu einer größeren Verbreitung der Archivgeschichte beitragen wird.

Nina Hennig / Michael Schimek (Hrsg.), Nah am Wasser, auf schwankendem Grund. Der Bauplatz und sein Haus (Kataloge und Schriften des Museumsdorfes Cloppenburg, Band 32), Aurich 2016, 304 S., Ill., 24,90 Euro, ISBN 978-3-940601-32-2.

Vom 13. bis 15. März 2015 fand in Aurich die 27. Jahrestagung des Arbeitskreises für ländliche Hausforschung in Nordwestdeutschland und der Interessengemeinschaft Bauernhaus e.V. statt. Der anlässlich des Treffens im Jahr 2016 erschienene Band „Nah am Wasser, auf schwankendem Grund – Der Bauplatz und sein Haus“ versammelt 18 der über 21 in Aurich eingereichten und/oder gehaltenen Referate, ergänzt um ein Vorwort der Herausgeber und eine Einführung von Michael Schimek. Das sehr ansprechend gestaltete und im Hardcover eingebundene Buch umfasst über 300 Seiten und zahlreiche z. T. farbige Abbildungen. Jedem der Beiträge ist eine umfassende Literaturliste beigegeben, die Quellenverweise erfolgen übersichtlich auf dem Weg der Fußnote.

Die traditionelle (ländliche) Hausforschung, anfangs vor allem ein Betätigungsfeld für Heimatforscher, erhielt ihre stärksten Impulse im Kontext der Heimatbewegung im ausgehenden 19. Jahrhundert. Das erwachende Interesse für die Lebens-, Arbeits- und Wohnumstände der ländlichen Bevölkerung in der Region, erweitert um die Betrachtung regionaler Sprache(n), Sitten, Bräuche und Traditionen, erstreckte sich nun auch auf die ländlichen Hausformen, in denen man sozusagen den Resonanzraum der jeweiligen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, sozialen, kulturellen und auch politischen Ausprägungen und Betätigungen zu erkennen glaubte. So haben das Niederdeutsche Hallenhaus als „Niedersachsenhaus“ oder im Nordseeküstenraum das Altfriesische Bauernhaus bzw. das seit dem 16. Jahrhundert sich hier verbreitende Gulfhaus als „Ostfriesenhaus“ eine hingebungsvolle, oft schwärmerische und durchaus auch ideologische Bewertung als Zeugnisse des regionalen „Volkscharakters“ erfahren. Die heimatbewegte Belletristik und Heimatkunst lieferten die Plots und Bilder dazu. Spätestens seit Mitte des 20. Jahrhunderts emanzipierte sich die regionale Hausforschung von ihren völkischen Wurzeln und richtete ihren Fokus zunächst auf bauphysische, technische, denkmalpflegerische und stadt- bzw. dorfplanerische Aspekte des Hausbaus. Seit einigen Jahren gerät ein weiterer Themenkomplex mehr und mehr in das Gesichtsfeld der Forschung: es ist der Zusammenhang und das Wechselspiel bzw. die Abhängigkeiten zwischen dem Kulturraum „Haus“ und (dörflicher, städtischer) „Siedlung“ und dem umgebenden Naturraum.

Diese Fragestellung stand auch im Mittelpunkt der Auricher Tagung. Angestrebt wurde dabei „die Bereitung eines Terrains“ für „weitere systematisierende und überregional vergleichende Studien“ – insofern decken die 18 im Buch vorgestellten Beiträge nicht nur den norddeutschen Raum ab – obwohl hier klar der Schwerpunkt liegt, sondern nehmen auch die Einflüsse des Bergbaus auf das städtische Bauen und Wohnen in Westfalen (Thomas Spohn), die klimatischen Bedingungen für den Hausbau in der Westeifel (Carsten Vorwig), Sonderformen des bäuerlichen Gehöfts im österreichischen Weinviertel (Veronika Plöckinger-Walenta) und die Schwierigkeiten des Bauens in den Alpen (Benno Furrer) in den Blick.

Die (regional unterschiedlichen) naturräumlichen Voraussetzungen für den Hausbau umfassen nach Michael Schimek nicht nur den das Tagungsthema

bestimmenden Bauplatz selbst, sondern auch die Frage nach den vor Ort zur Verfügung stehenden Baustoffen, die Witterungsverhältnisse (Klima, Häufigkeit bzw. Menge von Schneefall, Regen, Blitzschlägen, Winddruck etc.) und die Nähe zu bzw. der Umgang mit „siedlungsfeindlichen“ Situationen wie Überschwemmungen an Flüssen und Meeren, „schwankenden Gründen“ in Mooren oder in unwirtlichen und steinschlagbedrohten Hanglagen im alpinen Hochgebirge. Bereits in der Einführung wird die intendierte Forschungsperspektive klar herausgearbeitet: Von der Wahl des Bauplatzes bzw. der geographischen Siedlungsplanung über die bauliche Gestalt, Anlage und Konstruktion der Häuser und besonderer Schutzvorrichtungen, die Wahl der Baustoffe, die wirtschaftliche Nutzung der Gebäude bis hin zu den daraus resultierenden sozialen Faktoren und Bauvorschriften – allem kulturräumlich-baulichen Wirken und Werken liegen spezifische naturräumliche Voraussetzungen zugrunde, die letztlich alle Aspekte des Hausbaus und der Siedlungstätigkeit nicht nur prägen und bestimmen, sondern unverrückbare und nur eingeschränkt veränderbare Grundlagen dafür sind.

Aus der Sicht des Denkmalschützers befasst sich Hermann Schiefer in seinem Beitrag mit der Kontinuität der Fachwerk- und Lehmbauweise in Ostfriesland. Obwohl Ostfriesland als Land der prägenden Backsteinbauten gilt, haben sich an einigen Orten auch Fachwerk- und Lehmbauten erhalten und wurden noch bis ins 20. Jahrhundert hinein insbesondere in jenen Bevölkerungsschichten errichtet, die keinen Zugang zu Backsteinen und Mörtel hatten, sondern sich weiter des anstehenden Lehms als Baumaterial bedienten. Einen „ostfriesischen Mythos“, das „Schwimmdachhaus“, behandelt Volker Gläntzer in seinem Beitrag. Es handelt sich dabei um Häuser, bei denen bei Sturmfluten durch ein Halteholz das Dach als schwimm- und seetüchtiges „Rettungsboot“ abgelöst werden konnte. Insbesondere in der Heimatforschung hält sich der „Glaube“ an diese speziell an der Küste ausgeprägte Hausform. Gläntzer diskutiert den Gegenstand anhand der konkreten Überlieferung sowie Aussagen von Chronisten und abstrakten Quellen und kommt zu dem Schluss, dass es sich beim Schwimmdachhaus um eine „originelle Erzählung“ und „lokale Marke“ handelt, die Quellenaussagen allerdings nicht geeignet seien, die These zu stützen. Gegendarstellungen aus dem Küstenraum und von der Insel Spiekeroog werden nicht auf sich warten lassen. Mit der Bedrohung der Häuser durch Hochwasser und die baulichen Reaktionen darauf, aber auch mit den Vorteilen, die die Lage nah am Wasser für die menschliche Siedlung hatte und hat, befassen sich Christine Scheer am Beispiel der Wilstermarsch und Ulrike Looft-Gaude am Beispiel eines Hallighauses. Nils Kagel liefert eine Darstellung staatlicher Maßnahmen zum Hochwasserschutz in den lüneburgischen Marschgebieten. Die besondere Form und Ausprägung der Rundlingsdörfer im Wendland sind Gegenstand des Beitrags von Konrad Wiedemann. Nicht fehlen darf im Zusammenhang mit der Frage nach der „künstlichen“ Schaffung von hochwassersicheren Bauplätzen am bzw. im Meer von Menschenhand eine Abhandlung zu den bis ins Frühmittelalter nachweisbaren Wurten und Warften an der südlichen Nordseeküste. Jan F. Kegler und Sonja König breiten das Thema in ihrem Gemeinschaftsbeitrag aus archäologischer Sicht detailliert aus und geben Einblicke in die Geschichte und Gegenstände der Wurtenforschung. In vier Beiträgen (W. Haio Zimmermann: Der Übergang vom Pfosten- zum Ständerbau; Detlef Böttcher: Auswirkungen auf Gründungen infolge klimatischer und anthropogener Veränderungen; Bernd Adam: Pfahlgründungen des 15. bis 18. Jahrhunderts;

Gabri van Tussenbrock: Wechselwirkungen zwischen Untergrund und Hausbau im Amsterdam des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit) widmen sich die Verfasser der konstruktiven und technischen Seite des Hausbaus – insbesondere hinsichtlich der Gründungen. Nicht zuletzt ist an der Stelle, wo die Hauskonstruktion ihre physische Verbindung mit dem Baugrund eingeht, der „Hot Spot“ für das Tagungsthema angesiedelt – entsprechend umfangreich und instruktiv geben die Beiträge hochinformativen Einblick in die Hausbautechnik seit dem Spätmittelalter. Mit speziellen regionalen Erscheinungsformen des Bauwesens befassen sich die Autoren Anja Schmid-Engbrodt („Doppeldach und Wintertür“ im Oberharz); Berthold Köster (Bohlenspeicher in Schleswig Holstein) und Josef-Georg Pollmann mit einer Darstellung der Geschichte und der baulichen Entwicklung des deutsch-polnischen Dorfs Studzionka in der ehemaligen Mark Brandenburg.

Die Dichte und enorme Vielfalt der Beiträge und der behandelten Aspekte, die von der Auswahl der Themen und Regionen her willkürlich „gegriffen“ erscheinen, aber dies wohl auch sein müssen, verlangen der Leserin bzw. dem Leser eine hohe Konzentration ab. Sie bzw. er hat sich, das Buch von vorn bis hinten lesend, in hoher Frequenz auf wechselnde Fragestellungen, regionale Besonderheiten und speziell ausgeformte naturräumliche Voraussetzungen einzustellen – und ist aufgerufen, an der Zusammensetzung der Mosaiksteine für die intendierte „überregional vergleichende Studie“ mitzuwirken. Hilfestellung erlangt sie bzw. er durch die gelungene Einführung, die den roten Faden durch die Beiträge ziehen hilft: der Blick fällt auf die regionalen Unterschiede und Besonderheiten genauso wie auf die verbindenden und ähnlichen Elemente des Hausbaus in den verschiedenen Regionen. Erfahren wird darüber hinaus die nicht zu unterschätzende Bedeutung des Naturraums für das menschliche Bauen und Wohnen – bis heute – womit auch die (ökologische) Debatte um die Gefahren, die aus – meist wirtschaftspolitisch motivierten – menschlichen Eingriffen in die naturräumlichen Verhältnisse bis hin zum Klimawandel und Belastungen durch Emissionen entstehen, gestreift bzw. angestoßen wird.

Leer

Burghardt Sonnenburg

Geschichte Niedersachsens in 111 Dokumenten, hrsg. von Christine van den Heuvel, Gerd Steinwascher und Brage Bei der Wieden (Veröffentlichungen des Niedersächsischen Landesarchivs, Band 1), Göttingen 2016, 495 S., 264 Abb., 29,90 Euro, ISBN 978-3-8353-1960-8.

Mit der „Geschichte Niedersachsens in 111 Dokumenten“, herausgegeben von der Präsidentin des Niedersächsischen Landesarchivs, Christine van den Heuvel, sowie den beiden Archivleitern Gerd Steinwascher und Brage Bei der Wieden, ist eine Jubiläumsschrift aus Anlass des 70. Geburtstags des Landes Niedersachsen erschienen, die zugleich auch eine „Geschichte des niedersächsischen Raumes, der dortigen Menschen und ihrer Umwelt in den letzten zwölf Jahrhunderten“ darstellen soll. Ziel ist aber nicht eine historisch-kritische Gesamtdarstellung der Geschichte Nordwestdeutschlands, ein Handbuch ist nicht angestrebt. Vielmehr soll es sich hier um eine „Annäherung an die Geschichte Nordwestdeutschlands“ handeln, als Streifzug durch die Geschichte mit ihren

unterschiedlichen Traditionen seit dem frühen Mittelalter in Form der Präsentation von 111 Objekten – Urkunden, Akten, Karten, Fotografien – aus den Standorten des Niedersächsischen Landesarchivs. Der dezidierte Ansatz ist also, Geschichte in Einzelgeschichten zu präsentieren, und als Vorbild für diesen „unkonventionellen Zugang zur Geschichte“ berufen sich die Herausgeber auf Neil MacGregor und seine „Geschichte der Welt in 100 Objekten“. Das durch die 111 Dokumente gesetzte Themenspektrum ist weit: Politik, Verwaltung, Religion und Kirche, Wissenschaft, Kultur, Krieg und Frieden, Migration, Minderheiten, Natur, Landschaft und Umwelt, Technik, Wirtschaft und Biographien. Die Abfolge der Artikel ist durch den Entstehungszeitpunkt der präsentierten Dokumente vorgegeben, beginnend mit dem Jahr 849: „Die älteste erhaltene Originalurkunde im Landesarchiv. König Ludwig der Deutsche stellt sich schützend vor das junge Bistum Verden“. Damit bietet nur der erste Titel eine Einordnung der Quelle in einen archivischen Zusammenhang. Ansonsten wird in den Überschriften in der Regel darauf verzichtet, die Anlass gebenden Dokumente zu erwähnen und sie formal als „Urkunde“ oder „Kupferstich“ zu bezeichnen. Damit gelingt es, den Eindruck der bloßen Präsentation von Dokumenten in zeitlicher Abfolge zu vermeiden. Durch die Titel wird signalisiert, dass die Dokumente nicht eigentlich im Vordergrund stehen, sondern Anlass geben, Geschichte(n) zu erzählen. Auf jeweils drei Seiten stellen „Archivar-Historiker/innen“ aus den Standorten des Landesarchivs vor allem den historischen Kontext, die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die Vor- und Nachgeschichte der dokumentierten Ereignisse dar. Die Beschreibung der Archivalien mit ihrer Materialität und eigenen Geschichte, ihre Erschließung und Deutung in den historischen Kontext werden dagegen eher in den Hintergrund gerückt. Auf Angaben zu Standort und Signaturen, Bildunterschriften und Fußnoten wird im Zusammenhang mit der Präsentation der Artikel verzichtet. Eine Inhaltsübersicht („Verzeichnis der 111 Dokumente“), ein Autorenverzeichnis, kurze Quellen- und Literaturhinweise sowie ein Register im Apparat am Ende des Buches ermöglichen die Orientierung. Eine Zuordnung der Archivalien, aber auch der Autoren zu den Standorten des Landesarchivs in Niedersachsen ist nur indirekt über die Signaturen möglich. Die zur Präsentation ausgewählten Dokumente stammen aber aus allen sieben Standorten des Landesarchivs und bilden damit die Gesamtheit des heutigen Bundeslandes Niedersachsen ab. Die Mitarbeiter des Auricher Standorts haben fünf Artikel zu dem Sammelband beigetragen:

Astrid Parisius, 1585: David Fabricius. Ein berühmter Astronom des 16. Jahrhunderts wird als Wetterforscher neu entdeckt, S. 101-103.

Kirsten Hoffmann, 1717: Jahrhundertflut am Weihnachtsfest. Die Nordsee verwüstet die Küstenregion, S. 189-191.

Ingrid Hennings, 1811: Widerstand gegen Napoleon. Ostfriesische Prügel für einen französischen Präfekten, S. 245-247.

Michael Hermann, 1918/1919: Matrosen schreiben Geschichte. Aufstand und Revolution in Wilhelmshaven, S. 317-319.

Bernhard Parisius, 1950: Ihr Selbstbewusstsein ließen sie sich nicht nehmen. Die Aufnahme von Flüchtlingen und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg, S. 393-395.

Weitere Beiträge zur ostfriesischen Geschichte sind:

Christian Helbich, 1526: Reformation in Ostfriesland. Die Disputation von Oldersum, S. 73-75.

Christine van den Heuvel, 1801: Badespaß auf Norderney. Die Anfänge des Nordsee-Tourismus, S. 232-235.

Thomas Bardelle, 1935: Öffentlich praktizierter Rassismus. Antisemitischer Terror in Norden und Stade, S. 340-343.

Die „Geschichte Niedersachsens in 111 Dokumenten“ zeichnet sich durch eine opulente Ausstattung aus: Das fast 500 Seiten umfassende Buch ist reich und sehr ansprechend bebildert und gibt den Objekten durch ganzseitige Abbildungen zu Beginn eines jeden Kapitels ausreichend Gewicht. Im Vorsatz vorne findet sich eine Karte von Hannover, Oldenburg und Braunschweig von 1872, hinten zur besseren Orientierung eine Übersichtskarte zu den ausgewählten 111 Dokumenten. Der Satz ist unaufdringlich modern und sehr ansprechend gestaltet, und das gewählte Papier zeichnet sich durch weiche Bildwiedergabe und gute Lesbarkeit aus: eine gelungene Eröffnung der neu begründeten Reihe „Veröffentlichungen des Niedersächsischen Landesarchivs“.

Leer

Paul Weßels

Anne Kuhlmann-Smirnov, Schwarze Europäer im Alten Reich. Handel, Migration, Hof (Transkulturelle Perspektiven, Band 11), Göttingen 2013, zugleich Bremen, Univ. Diss. 2008; 373 S., Ill., Preis: 45 Euro, ISBN 978-3-8471-0186-4.

Bereits 1883 befasste sich der damalige preußische Archivrat in Aurich, Karl Herquet, in seinen „Miscellen zur Geschichte Ostfrieslands“ mit der Anwesenheit von sogenannten Mohren an dem ostfriesischen Fürstenhof. Zwischen 1677 und 1733 konnte er insgesamt sieben „Mohren“ am Auricher Hof nachweisen. Während er noch für die Zeit Enno Ludwigs zu der Erkenntnis gelangte, dass offensichtlich kein Interesse bestand, sich am Hof mit einem exotisch aussehenden Diener oder Lakaia zu schmücken, änderte sich dies, als Georg Christian „eine junge prachtliebende Prinzessin heimführte.“ Gemeint ist natürlich Christine Charlotte, die sich nach dem frühen Tod ihres Gatten schon bald einen „Hofmohren“ anschaffte. (Siehe dazu: Karl Herquet, Miscellen zur Geschichte Ostfrieslands, Norden 1883, S. 133-137.)

Ebenso wie Herquet nimmt auch Anne Kuhlmann-Smirnov in ihrer 2013 veröffentlichten Dissertation „Schwarze Europäer im Alten Reich. Handel, Migration, Hof“ die Verhältnisse am ostfriesischen Fürstenhof in den Blick. Doch ihr Fokus bleibt nicht nur auf Ostfriesland begrenzt. Vielmehr untersucht sie die „Rollen von schwarzen Menschen an den europäischen Höfen unter für die höfische Gesellschaft zentralen Kriterien wie ‚Herrschaft‘, ‚Rang‘ und ‚Inszenierung‘“. (S. 18) Dabei verfolgt sie Ansätze der postkolonialen Subalternen-Forschung mit dem analytischen Instrumentarium der frühneuzeitlichen Biografieforschung, die Individuen eher in Interaktion mit ihrem sozialen Umfeld betrachtet als lediglich in ihrer Bedeutung oder Funktion.

Kuhlmann-Smirnov nutzt für ihre Forschungsarbeit ein weitgestreutes Quellspektrum, das abgesehen von höfischen Archivalien, darunter Testamente, Jahresrechnungen, Quittungen, Hofreglements oder Briefe – sogar die mit schwarzen Pagenfiguren verzierten Fürstenporträts umfasst. Allerdings kann diese Vielfalt nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Quellsituation für ihr Forschungsthema

eher disparat zu nennen ist. So war es ihr in der Regel auch nicht möglich, vollständige Biografien zu den „Mohren“ oder „Türkenknaben“ zu erstellen. Daher rückte sie auch nicht die Einzelbiografien in das Zentrum ihres Forschungsprojektes, sondern untersuchte „die Bewegungen von schwarzen Menschen innerhalb eines dynastischen Netzwerkes des europäischen Hochadels“ (S. 42).

Um die Migrationsbewegungen der Menschen afrikanischer Herkunft bzw. dunkler Hautfarbe zu untersuchen, hat sie sämtliche in den Quellen oder der Forschungsliteratur erwähnten „Mohren“, „Neger“ oder als „schwarz“ bezeichnete Menschen in einer tabellarischen Übersicht (S. 284-373) zusammengefasst und nach Kategorien wie Name, Lebensdaten, Beruf bzw. Position, Herkunft, Migration, Partner, Kinder oder Konfession betrachtet. Insgesamt war es ihr möglich, für die zwei Jahrhunderte zwischen 1600 und 1800 exakt 380 Personen zu ermitteln – eine Leistung, die für alle weiteren Forschungsansätze zu dem Thema grundlegend sein wird.

Bereits eine erste quantitative Auswertung zeigt, dass dunkelhäutige und schwarze Menschen durchaus auch in bürgerlichen Diensten standen, aber die meisten – nämlich über drei Viertel – an den Adels- und Fürstenhöfen des Reiches lebten. Während die historische Forschung bislang weitgehend davon ausging, die „Mohren“ seien von ihren adligen Herren nur als „passive und unmündige Spielbälle oder Maskottchen“ (S. 31) betrachtet worden, zeigt Kuhlmann-Smirnov auf, dass die schwarzen Menschen durch fürstliche Patenschaften, Eheschließungen mit einheimischen Frauen sowie angesichts der teilweise nicht unerheblichen Gehalts- und Pensionszahlungen in ein ausgeprägtes soziales Netzwerk eingebunden waren. Insbesondere die Taufen der aus Afrika stammenden Menschen stellten ein „konstitutives Element ihrer Integration in die Ständegesellschaft“ (S. 246) dar. Nichtsdestotrotz wurden die exotisch aussehenden „Mohren“ oder „Türken“ jedoch auch als Statussymbole genutzt, um Reichtum, Pracht und Weltläufigkeit eines fürstlichen Hofes zu unterstreichen. Daher war es innerhalb der bestehenden Adelsnetzwerke durchaus üblich, schwarze Menschen als „Geschenke“ von Hof zu Hof weiterzugeben.

Exemplarisch untersucht sie daher auch das ostfriesische Fürstenhaus, das über „weit verzweigte dynastische Netzwerke mit anderen deutschen und europäischen Adelshäusern verbunden war“ (S. 133). Dabei räumt sie mit Herquets These auf, die Einführung der „Mohren“ am Hof der Cirksena ginge allein auf Christine Charlotte zurück. Vielmehr ist für Kuhlmann-Smirnov die „Transformation des ostfriesischen Grafen- in einen standesgemäßen Fürstenhof“ (S. 153), der mit der Vermählung zwischen Georg Christian und Christine Charlotte allerdings zeitlich zusammenfiel, sehr viel ausschlaggebender.

Insgesamt legt Kuhlmann-Smirnov eine beeindruckende Forschungsarbeit vor, die erfreulicherweise die Verhältnisse am ostfriesischen Fürstenhof etwas stärker in den Blick nimmt. Zur besseren Handhabung des Buches wäre allenfalls noch ein ausführliches Orts- und Personenregister wünschenswert gewesen.

Aurich

Michael Hermann

Benjamin van der Linde, Das Leibregiment der friesischen Statthalter. Kriegsgerichte, Offizierslaufbahnen und militärische Lebenswelten in den Garnisonsstädten Leeuwarden, Groningen und Emden 1666-1752, Berlin 2016, zugl. Kiel, Univ.-Diss. 2014, 580 S., Ill., 99,90 Euro, ISBN 978-3-428-14899-8.

Benjamin van der Linde präsentiert mit seiner im Druck vorgelegten Dissertation über das Leibregiment der friesischen Statthalter eine Arbeit in der Tradition der „neuen Militärgeschichte“. Im Sinne einer „Sozialgeschichte“ arbeitet er – weit entfernt von jeglicher „Kriegsgeschichte“ – auf historisch-anthropologischer Basis und mit kulturgeschichtlichem Interesse die Entwicklung des Verhältnisses von Militär- und Zivilpersonen in Friedenszeiten um die Wende zum 18. Jh. an einem Beispiel auf: das Leibregiment der friesischen Statthalter vornehmlich in Leeuwarden, Groningen und Emden. Die beiden niederländischen Städte stehen in enger Beziehung zur ostfriesischen Geschichte, Emden beherbergte von ca. 1595 bis 1744 niederländische Truppen in seinen Mauern. Mit dieser Studie zur niederländischen (und zugleich ostfriesischen) Militärgeschichte betritt der Autor in verschiedener Hinsicht Neuland, denn in den Niederlanden gab es bislang kaum eine Rezeption des jungen Forschungsansatzes der „neuen Militärgeschichte“. Hier musste sich van der Linde mit divergierenden militärischen Traditionen vertraut machen und zugleich war er konfrontiert mit einer anderen Überlieferungstradition. Es gibt kein Regimentsarchiv, stattdessen sind die relevanten Quellen dezentral in unterschiedlichen Archiven aufbewahrt. Forschungsgegenstand und Fragestellung sind aber auch für die deutsche Forschung neu, so dass es kaum vergleichbare Studien zu dem Themenkomplex gibt.

Die Arbeit beginnt mit einer umfangreichen beschreibenden Einführung zur Entwicklung des friesischen Militärs, zu der Entstehung seiner Strukturen und der Entwicklung der drei Garnisonsstandorte. Er schildert deren soziale Strukturen und die Entwicklung des Festungsbaus. Dabei stellt sich heraus, dass die Garnisonen in den verschiedenen Städten ähnlich organisiert waren. Interessant ist auch der Aspekt, dass die neuen Wallanlagen neben der Abwehr nach außen auch einen Zweck nach innen hatten: die Garnison sollte innerhalb der Stadt zusammengehalten und Desertionen sollten unterbunden werden. Es gab in den Städten keine „Kasernierung“, sondern durchweg private Einquartierung. Daraus ergab sich automatisch auch ein enges Zusammenleben mit der Zivilbevölkerung.

Die drei Hauptkapitel unterscheiden sich durch ihre Untersuchungsansätze: Im ersten, vornehmlich rechtsgeschichtlich ausgerichteten Abschnitt werden insbesondere das Kriegsgerichtswesen und das Verhältnis des Militärs zur zivilen Rechtsprechung in den drei Städten beschrieben und analysiert. Während sich diese beiden Stränge des Gerichtswesens zunehmend differenzierten ohne dabei zueinander in Konkurrenz zu treten, wurden zugleich Einrichtungen wie das Arbeits- und Zuchthaus oder der Scharfrichter gemeinsam genutzt.

Das zweite Hauptkapitel beschreibt unter sozialgeschichtlichen Fragestellungen und mit einem kollektivbiografischen Ansatz Herkunft, Ausbildung und Stellung der Gruppe der Offiziere: Sie entstammen vornehmlich einem Teil der reichen adeligen Familien Frieslands und benötigten für den Zugang zu höheren Positionen auch engere familiäre Bindungen zu den jeweils kommandierenden Statthaltern. Offizier zu sein war aber keine lebenslange Berufung. Wenn zivile Ämter ausreichend attraktiv waren, konnte man recht problemlos auch in diese wechseln.

Im dritten mikrohistorisch angelegten Hauptkapitel wird das konkrete und alltägliche Zusammenleben von Zivilisten und Soldaten untersucht: Soldaten mussten mobil sein, häufig den Standort wechseln, waren sich bei der Aushandlung des Handgelds ihres „Marktwerts“ bewusst und gewohnt, in einem zivilen Lebensumfeld ihre militärischen Aufgaben nach definierten Regeln und unter Kontrolle einer auch zugunsten der Zivilbevölkerung agierenden militärischen Aufsicht und Rechtsprechung möglichst konfliktfrei wahrzunehmen. Als Ergebnis wird ein relativ stabiles und friedvolles Verhältnis von Militär und Zivilgesellschaft in den Garnisonsstädten konstatiert. Das ist durchaus überraschend, entspricht das doch nicht den landläufigen Vorstellungen eines andauernden Antagonismus von militärischer und ziviler Welt.

Leer

Paul Weßels

Werner Rohr (Red.), Nordhorn im 3. Reich (Schriftenreihe der Volkshochschule der Stadt Nordhorn für den Landkreis Grafschaft Bentheim, Bd. 8) Nordhorn 2016, 327 S., zahlr. Ill., 28,80 Euro, ISBN 978-3-9817166-9-6.

Die 3. Auflage der von der VHS-Geschichtswerkstatt geschriebenen Geschichte Nordhorns in der Zeit des Nationalsozialismus ist ein gelungenes Buch, das Aufmerksamkeit verdient. Die Autorengruppe Brigitte Burdzyn, Renate Tscheschlog, Joachim Eickhoff (IRAKUS und Vermisstensuchgruppe Grafschaft Bentheim), Dr. Helmut Lensing, Gerhard Narber, Dr. Werner Rohr, Werner Straukamp und Hubert Titz haben sich der Aufgabe gestellt, ein umfangreiches Quellenmaterial (erneut) zu sichten und den Themenkomplex Nordhorn im „Dritten Reich“ aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten.

Nach der Darstellung von Nordhorns Geschichte vom Anfang des 20. Jahrhunderts bis zum Beginn der Zeit des Nationalsozialismus und insbesondere der Entwicklung der NSDAP in Nordhorn (Rohr) wird der Blick auf das Kulturleben der Stadt unter den Nationalsozialisten gelenkt (Straukamp). Es folgen vertiefende Kapitel zur Jugend im NS-Staat (Straukamp), Schule und Presse (Lensing), Reichsarbeitsdienst (Rohr, Tscheschlog, Burdzyn) sowie Widerstand und Verfolgung (Rohr). Der zweite Teil des Buches widmet sich der Situation der Religionsgemeinschaften der Stadt Nordhorn während der Zeit des Nationalsozialismus: der jüdischen Gemeinden (Naber) und den verschiedenen christlichen Gemeinden (Lensing). Schließlich wird der Blick auch über die Grenzen hinaus und auf die Beziehung zwischen Nordhorn und die Niederlande gelenkt (Rohr). Die anschließenden Exkurse mit Zeitzeugenberichten (Rohr) geben der Darstellung noch mehr Tiefe. Zuletzt thematisieren die Autoren den Flugplatz Klausheide und den Luftkrieg (Eickhoff), das Schicksal der Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen in der Kriegswirtschaft Nordhorns (Titz) und Nordhorn im 2. Weltkrieg (Rohr).

Eine unbestreitbare Stärke der umfangreichen Publikation ist ihr begleitendes Bild- und Quellenmaterial. Damit werden die kompakten Informationen unterstützend illustriert, und vor allem bei der einheimischen Leserschaft werden die Fotografien besonderen Eindruck hinterlassen. Außerdem laden die unterschiedlichen Quellen dazu ein, sich vertiefend mit einzelnen Themen zu befassen.

Kleinere kritische Anmerkungen sind an dieser Stelle jedoch anzubringen. Dass die Begriffe „Machtübernahme“ und „Drittes Reich“ teils mit, teils ohne Anführungszeichen verwendet werden, wird in einer Publikation der VHS-Geschichtswerkstatt nicht erwartet. Wünschenswert wäre zumindest eine einheitliche Schreibweise gewesen. Auch hätte eine erläuternde Fußnote zum Diskurs dieser beiden Begriffe in der heutigen Geschichtswissenschaft dem Buch durchaus zu noch mehr Tiefgang verholfen. Ungenau ist auf S. 196 auch die Information über die Pflicht, zum eigenen Vornamen zusätzlich den Namen „Sara“ bzw. „Israel“ anzunehmen (Gesetz vom 17. August 1938 mit Wirksamkeit ab 1. Januar 1939). Tatsächlich waren nicht pauschal alle Juden dazu verpflichtet, sondern diejenigen, deren Vornamen seitens der nationalsozialistischen Regierung als nicht deutlich jüdisch anerkannt wurden. Zu diesem Zweck gab es ein besonderes Verzeichnis von Vornamen, welche die Zusatznamen „Sara“ und „Israel“ nicht erforderlich machten.

Gleichwohl ist der Band in jeder Hinsicht ein Gewinn. Die einzelnen thematischen Abschnitte gehen in die Tiefe und bieten einen detaillierten Einblick in verschiedene Lebensbereiche und Themenfelder. So wird zum Beispiel aufgezeigt, wie umfassend die nationalsozialistische Ideologie alle Lebensbereiche durchdrungen hat und es nur schwer bis gar nicht möglich war, sich dem zu entziehen. Vor allem im Abschnitt über die Nordhorner christlichen Kirchen (S. 202-254) ist die Ambivalenz zwischen Anpassung und Widerstand deutlich.

Das umfangreiche Literaturverzeichnis am Ende des Bandes rundet die Darstellung ab und ermöglicht eine vertiefende und weiterführende Beschäftigung mit der Thematik.

„Nordhorn im 3. Reich“ ist eine bemerkenswerte Publikation, der viele Leserinnen und Leser zu wünschen sind. Wenn das Buch auch Eingang in die Schulbibliotheken der Grafschaft und somit in den Unterricht finden würde, wäre dies dem Autorenkreis zu wünschen.

Leer

Juliane Irma Mihan

Gerd Steinwascher (Hrsg.), Adelige Herrschaft und Herrschaftssitze in Nordwestdeutschland im Mittelalter, Edewecht 2016, 207 S., zahlr. Ill.; 18,90 Euro, ISBN 978-3-9817964-0-7.

„Adelsforschung hat Konjunktur“ – mit diesen Worten brachte es der Historiker Walter Demel bereits 2009 in einem Aufsatz über die „Perspektiven der Adelsforschung“ auf den Punkt. Tatsächlich lässt sich feststellen, dass die Geschichtswissenschaft – nachdem lange Jahre Arbeiterschaft und Bürgertum vor allem unter sozialhistorischen Gesichtspunkten untersucht worden waren – ihre Aufmerksamkeit seit den 1990er Jahren vermehrt auf die Eliten und den Adel gerichtet hat. Für Nordwestdeutschland war dabei das von Heike Düselder geleitete Forschungsprojekt zur „Kultur und Herrschaft des Adels in Nordwestdeutschland in der Frühen Neuzeit“ von besonderer Bedeutung, dessen Ergebnisse in die Dauerausstellung „Adel auf dem Lande“ im Museumsdorf Cloppenburg einfließen.

Es ist der Arbeitsgemeinschaft Landes- und Regionalgeschichte der Oldenburgischen Landschaft zu verdanken, dass nunmehr der Adel des Mittelalters in einer

zweitägigen Tagung in den Mittelpunkt rückte. Der thematische Fokus lag auf der adeligen Herrschaft und den Herrschaftssitzen im Nordwesten Deutschlands. Der Blick konzentrierte sich nicht nur auf das Oldenburger Land, sondern war auch auf Ostfriesland, das Osnabrücker Land, Bremen und die Hansestädte gerichtet. Zudem zeichnete sich die Tagung durch einen interdisziplinären Ansatz aus, denn neben Historikern kamen auch Archäologen, Museumsfachleute und Namensforscher zu Wort. Diese Charakteristika des wissenschaftlichen Kolloquiums spiegelt auch der anzuzeigende Tagungsband wieder.

Nach einer Einführung durch den Herausgeber übernimmt es Thomas Vogtherr, Professor für die Geschichte des Mittelalters an der Universität Osnabrück, in das Thema einzuführen. Bei seiner Betrachtung von „Adel und Herrschaft im nordwestdeutschen Mittelalter“ (S. 15-28) kommt er zu dem signifikanten Ergebnis, dass – abgesehen von den Oldenburgern – „nahezu alle weltlichen Dynasten in dieser Region beim Aufbau eines auch nur einigermaßen geschlossenen Territoriums“ gescheitert seien (S. 24).

Ihm folgt die sprachwissenschaftliche Ausarbeitung der Leiterin der Forschungsstelle Ortsnamen zum Thema „Burgen und ihre Namen“ (S. 29-40). Kirstin Casemir betrachtet dabei über 730 Burgen, die sich allerdings nicht nur im Nordwesten Deutschlands befanden, sondern sich über ganz Niedersachsen verteilten. Anhand mehrerer aussagekräftiger Abbildungen erläutert sie, dass die meisten Burgen keinesfalls burgentypische Namen erhielten, sondern sehr viel häufiger Flurbezeichnungen oder die Namen bereits bestehender Siedlungen übernahmen.

Immerhin zwei Beiträge befassen sich konkret mit dem ostfriesischen Raum. Zunächst untersucht André R. Köller „Adlige Herrschaft und Raum am Beispiel der Grafschaft Ostfriesland um 1500“ (S. 41-70), wobei er sich in seinem dreißig Seiten langen und damit mit Abstand längsten Beitrag des Tagungsbandes keineswegs strikt auf die Begebenheiten um 1500 beschränkt, sondern auch immer wieder die vorhergehende ostfriesische Häuptlingszeit mit einbezieht. Für Köller sind Gestalt und Grenzen der Grafschaft Ostfriesland das Ergebnis erfolgreicher bzw. erfolgloser Machtkämpfe. Letztlich sei erst durch die fremdherrschaftliche Bedrohung von außen während der sächsischen Fehde, die Grafschaft zumindest latent „zu einer identitätsstiftenden Heimat der Ostfriesen geworden“ (S. 51). Ebenso wie in seiner preisgekrönten Dissertation „Agonalität und Kooperation“ behandelt er die Entstehung des Adels in Ostfriesland. Für Köller war die Wandlung der großen Häuptlingsgeschlechter in hohe Adelige nur möglich, da sowohl die friesischen Eigenerfden als auch die Mitglieder der Gruppe des hohen und niederen Adels im Nordwesten bereit waren, an „den erfundenen friesischen Adel zu glauben“ (S. 57).

Ebenfalls einem ostfriesischen Thema unter dem Titel „Burgenneubau und Landesherrschaft in Ostfriesland um die Mitte des 15. Jahrhunderts“ (S. 87-101) widmet sich der ehemalige Landschaftsdirektor der Ostfriesischen Landschaft, Hajo van Lengen. Gewohnt kurzweilig schildert er zunächst den Aufstieg der Cirk-sena bis zur Belehnung Ulrichs mit der Reichsgrafschaft 1464, um anschließend eine von Ulrichs Burgen, die als uneinnehmbar geltende Burg Berum, genauer zu betrachten. Dass sich letztlich weder gegen Ulrichs Herrschaft noch gegen den Ausbau seiner Burgen in Ostfriesland Widerstand formierte, führt van Lengen auf die ausgleichende Politik Ulrichs und auf dessen Persönlichkeit zurück.

Die „Herrschaftssitze im Jeverland“ (S. 71-85) untersucht die Leiterin des Schlossmuseums Jever, Antje Sander. Ausgehend von den langwierigen Fehden zwischen einzelnen Häuptlingsgeschlechtern am westlichen Rand des Jadebusens zwischen dem Ende des 14. Jahrhunderts und der Mitte des 15. Jahrhunderts nähert sich Sander der Frage, welche Orte von führenden Geschlechtern langfristig zur Legitimation ihrer territorialen Vormachtstellung genutzt wurden. Aus ihrer Sicht mussten sich die herrschaftlichen Aktivitäten fast zwangsläufig auf Burg und Flecken Jever konzentrieren, da der Ort „mehr als nur eine Befestigung, mehr als nur temporärer Sitz eines Häuptlings“ gewesen sei (S. 84). Vielmehr habe Jever durch seine traditionelle Funktion als Sendort, Münzstätte, Hafen, Markt sowie Gerichtsort das Potential besessen, im 16. Jahrhundert vom Herrschaftssitz zur Residenz aufzusteigen.

Wieder ins Oldenburger Land führen die nächsten beiden Beiträge des Tagungsbandes. Zunächst befasst sich der langjährige oldenburgische Bezirksarchäologe Jörg Eckert mit den „Burgen im Oldenburger Land im archäologischen Befund“ (S. 103-117). Insgesamt neun Befestigungen werden von ihm vorgestellt, darunter die Arleburg, die wohl größte Befestigungsanlage im Nordwesten, der erst im Frühjahr 2007 teilweise ausgegrabene sog. „Heidenwall“ an der Hunte, und die Dersaburg, die einzige Höhenburg im Oldenburger Land.

Zwei weitere oldenburgische Burgen werden im nachfolgenden Beitrag des Herausgebers thematisiert. Gerd Steinwascher befasst sich mit Wildeshausen und Delmenhorst als „oldenburgische Herrschaftssitze des 13. Jahrhunderts im bremischen Interessengebiet“ (S. 119-141). Beide Burgen seien – so Steinwascher – für die Frühgeschichte der hochadeligen Dynastie der Oldenburger von besonderem Interesse, denn diese hätten sich – nach einem „Auseinanderdriften“ der Herrscherfamilien (S. 139) im 13. Jahrhundert – zu neuen Herrschaftssitzen entwickelt.

Die Osnabrücker Stadt- und Kreisarchäologin Michaela Jansen stellt in ihrem Beitrag „Die Iburg. Bischöfliche Herrschaft und Repräsentation im Hochstift Osnabrück im Hoch- und Spätmittelalter“ (S. 143-165) die neusten Grabungsergebnisse zur ältesten und wichtigsten Bischofsburg des Hochstifts Osnabrück vor. Im Zentrum ihrer Untersuchung steht dabei ein überdurchschnittlich großer Achteckturm, der zu den größten im Deutschen Reich zählt. Als vermutlicher Bauherr des um 1200 errichteten Turms konnte allerdings nicht der Bischof, sondern der Osnabrücker Kirchenvogt ausgemacht werden, der mit dem Monumentalbau seinen „willentlichen Gestaltungsakt“ (S. 165) und seinen Herrschaftsanspruch unterstreichen wollte.

Konrad Elmshäuser, Leiter des Bremer Staatsarchivs, richtet in seinem Beitrag den Blick auf das nicht allzu weit entfernte Bremen. Unter dem Titel „Geistliche Herrschaftsbauten in der Stadt. Das Beispiel der Erzbischöfe von Bremen“ (S. 167-189) stellt er die Frage nach der räumlichen Präsenz der erzbischöflichen Herrschaft in der spätmittelalterlichen Stadt. So hatte dem Erzbischof spätestens um 1200 ein romanischer Palas zur Verfügung gestanden. Als dieser bei einem Aufruhr 1290 niederbrannte, wurde an gleicher Stelle ein Neubau errichtet, der auf dem Höhepunkt der erzbischöflichen Stadtherrschaft eine herrschaftliche und eine repräsentative Funktion erfüllte. Allerdings nahm mit dem Verlust des Stadtregiments ab 1350 die Bedeutung des Palatiums als Herrschaftsbau signifikant ab.

Der abschließende Beitrag des Tagungsbandes stammt von Rudolf Holbach, dem Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Oldenburg, der

sich dem Thema „Hansestädte als Aufenthalts- und Verhandlungsorte adeliger Herrschaftsträger“ (S. 191-207) widmet. Konzentriert auf das Spätmittelalter bestimmt Holbach zunächst Kriterien für einen günstigen Verhandlungs- oder Beratungsort zwischen Bürgern und Adeligen, um sich anschließend der Frage der adeligen Präsenz in den Städten zu widmen. Denn die Stadt bot „vielfältige Möglichkeiten herrschaftlicher Betätigung“, nicht nur bei diplomatischen oder kriegesischen Aufgaben, sondern auch zur „Wahrnehmung wirtschaftlicher Interessen, zur Repräsentation, Integration wie Distinktion“ (S. 206).

Der von Gerd Steinwascher herausgegebene Band, der die überarbeiteten und mit Anmerkungen versehenen Vorträge auf über 200 Seiten bündelt, bietet eine reiche Palette thematischer Ansätze, um sich der Frage nach der Verortung von adeliger Herrschaft im Mittelalter zu nähern. Damit ist es sowohl dem Kolloquium als auch dem Tagungsband gelungen, die Adelsforschung im Nordwesten Deutschlands ein gutes Stück voranzubringen.

Erwähnenswert ist noch, dass der Tagungsband dem im Niedersächsischen Landesarchiv beheimateten Archivar und Mediavisten, Dr. Söhnke Thalmann, gewidmet wurde, der maßgeblich an der Konzipierung und Durchführung der Veranstaltung beteiligt gewesen ist. Durch einen viel zu frühen Tod war es ihm leider nicht mehr vergönnt, die Veröffentlichung des anzuzeigenden Bandes zu erleben.

Aurich

Michael Hermann

Hans-Georg Ulrichs (Hrsg.) in Verbindung mit Veronika Albrecht-Birkner, Der erste Weltkrieg und die reformierte Welt, Neukirchen-Vluyn 2014, 513 S., Ill., 39 Euro, ISBN 978-3-7887-2837-3.

Es ist ein durchaus voluminöser Band, den der in Heidelberg tätige, aus Ostfriesland stammende Theologe Hans-Georg Ulrichs im Jubiläumsjahr des Ersten Weltkrieges herausgebracht hat. Als Bd. 3 einer neuen Reihe „Forschungen zur Reformierten Theologie“ markiert er schon in dieser herausgeberschaftlichen Verortung, dass er sein Thema unter konfessionellem Vorzeichen angehen will und so heißt der Titel folglich „Der Erste Weltkrieg und die reformierte Welt“. Damit markiert er zwei thematische Kristallisationspunkte, die er zueinander in Beziehung setzt. Das Ergebnis dieser bipolaren Zusammenschau, die im Juli 2014 als Tagung in Siegen stattfand, ist im Folgenden näher zu beleuchten. Es ist sicherlich dem energischen Drängen des umtriebigen Herausgebers zu danken, dass der umfängliche Band noch im selben Jahr hat erscheinen können, was für geisteswissenschaftliche Tagungsbände eher ungewöhnlich und daher zu würdigen ist. Die Beiträge sind solide erarbeitet bzw. redigiert, was für einen so heterogenen Band nicht selbstverständlich ist. Allerdings wurde diese zügige Veröffentlichung erkaufte um den Preis fehlender Indizes. Der Herausgeber hebt den komparatistischen Ansatz hervor. Es gehe ihm um „historische Vergleiche“ der beteiligten Länder in ihrem „erhellenden“ Erkenntnisgewinn und nicht um eine vereinheitlichende globale Deutung (S. 5). In seinem eigenen Beitrag merkt Ulrichs an, dass „eine nicht-kirchliche Geschichtswissenschaft überwiegend ungünstig über die Kirche allgemein und insbesondere über den Protestantismus während des Ersten

Weltkrieges schreibt“ (S. 99). Der Herausgeber und Autor setzt damit offensichtlich eine kirchlich gebundene Geschichtsbetrachtung dagegen, was die Frage aufwirft, ob diese zu anderen Ergebnissen gelangt. Auch wenn der thematische Kreis weit über Ostfriesland und selbst Deutschland hinausgreift, so ist wegen der Prägung dieser Region auch durch den reformierten Protestantismus eine Besprechung für eine ostfriesische Leserschaft angezeigt. Darüber hinaus bietet der Band auch direkte landesgeschichtliche Hinweise und Einsichten, die eine Kenntnisnahme lohnen.

Was der Erste Weltkrieg als historisches Ereignis zwischen 1914 und 1918 war, darüber besteht bei allen unterschiedlichen Betrachtungsperspektiven und Akzentuierungen, nicht zuletzt der Verteilung von historischen Auslöse- und politischen Schuldanteilen, weitgehend Konsens, nämlich die kriegerische Auseinandersetzung zwischen über zwanzig beteiligten Nationen, die von Europa ausgehend schließlich die USA, Kanada, Südafrika, Türkei, europäische Kolonien in Afrika und selbst den pazifischen Raum bis nach Australien und Neuseeland einschloss. Auch wenn selbst in Europa und anderen Teilen der Welt längst nicht alle Staaten involviert waren, so ist es doch dieser global umfassende Aspekt des Krieges, der uns von einem „Weltkrieg“ sprechen lässt. Zu diesem Moment des Globalen markiert der Einsatz neuer technischer und chemischer Waffen als Massenvernichtungsmittel, dass mit diesem Ersten Weltkrieg der Menschheit eine Zäsur gesetzt und ein neues Kapitel eröffnet worden ist. Es darf in diesem „Emder Jahrbuch“ daran erinnert werden, dass die wenigen erhaltenen Reste des damals durchaus berühmten „Kleinen Kreuzers Emden“, der im November 1914 vor den Kokosinseln von dem australischen Kreuzer „Sydney“ versenkt wurde, noch heute als Trophäen in australischen Museen aufbewahrt werden. So weit, so schlecht. Kann man sich also trotz aller denkbaren differierenden Blickwinkel über den Ersten Weltkrieg als historisches Handlungsfeld schnell verständigen, so fällt das für das Pendant durchaus schwerer. Was genau macht das thematische Gegenstück aus, was konstituiert „die reformierte Welt“, welche Besonderheiten sind ihr eigen, welche abgrenzbaren Impulse und aus ihrer besonderen Theologie und Tradition erwachsende profilierte Positionen, Vorbehalte oder auch Verstärkungen können dieser „reformierten Welt“ mit Blick auf diesen Krieg attestiert werden? Der Rezensent hat nicht zuletzt in Erwartung näheren Aufschlusses über diese Fragen den vorliegenden Band mit Interesse gelesen.

Der globalen Dimension des Weltkrieges entsprechend nähern sich die in einem eigenen Kapitel zusammengefassten „Länderstudien“ dem Thema, wobei schon hier deutlich wird, dass allein ein Beitrag den europäischen Kreis verlässt und in die „US Reformed Interpretations of the Great War“ einführt, während zwölf Aufsätze nationale Perspektiven in Europa nachzeichnen, in Deutschland, Österreich, Tschechien, Ungarn, Siebenbürgen, Belgien, Frankreich, England und Wales, Schottland, Niederlande, Schweiz und Italien anhand der Waldenser. Acht Beiträge ergeben eine dritte Sektion „Einzelstudien“ fachlich ausgewiesener Autoren über regionale Aspekte im Siegerland, Wittgenstein, den Altreformierten, der Frz.-ref. Gemeinde Frankfurt, Calvins Geburtshaus, den zeitgenössischen Predigten Karl Barths und zuletzt britisch-deutsche Friedensaktivitäten vor dem und im Krieg. Eröffnet wird der Band mit fünf „Überblicken“ als erster Sektion. Martin Greschat bietet eine Gesamtschau von Christentum

und Kirchen im Ersten Weltkrieg, Martin Laube skizziert die uneinheitliche reformierte Theologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts, wobei schon deutlich wird, dass innerhalb des Protestantismus die eigentlich relevanten Grenzen nicht konfessionell zwischen lutherisch und reformiert verliefen, vielmehr zwischen dem „liberal-kulturprotestantischen“ und dem „konservativ-kirchenprotestantischen Flügel“ (S. 35). Marco Hofheinz hört auf Resonanzen reformierter Friedensethik, bei denen aber selbst ein Karl Barth hinter die eigenen Einsichten wieder zurückfällt, und Klaus Fitschen beschreibt das „Schwinden der Erinnerung“ im Protestantismus. Zur Stellung der weltweiten konfessionellen Dachorganisation musste man sich mit der Übersetzung eines 40-Jahre alten Abschnitts aus einer 1975 erschienenen Monographie behelfen, deren Autor schon 1983 verstorben war. Die Ordnung innerhalb des Bandes ist für den Leser sehr hilfreich und erlaubt ihm unterschiedliche Zugänge zum Thema wie zur Handhabung und Lektüre des Buches.

Alle Beiträge kann der Leser als kirchenhistorische Miniaturen mit Gewinn zur Kenntnis nehmen. Gleichwohl: Auch wenn noch hier und da manche kleinteilige Nuance herausgearbeitet wird, im Ergebnis bleibt es doch bei den Feststellungen, die der altgediente und renommierte Kirchenhistoriker Martin Greschat in seinem den Band eröffnenden Überblicksbeitrag „Christentum und Kirchen im Ersten Weltkrieg“ (S. 15-32) herausgearbeitet hat und die der Rezensent hier als Ergebnis des Beitrages wie des Bandes insgesamt kurz skizziert. Danach besteht in allen beteiligten Staaten gleichermaßen „eine weitgehende identische Struktur des Empfindens, Denkens und Argumentierens“, das um „nationale Einheit“ und „vaterländische Geschlossenheit“ kreist (S. 15). Nationale Einheit und christlicher Glaube kommen wieder zusammen, was man als „Gotteseleben“ oder hier als ein „Deutsches Pfingsten“ einordnete, die Gegner hingegen werden herabgesetzt und religiös als Verkörperung des Teufels gesehen. Dabei führte der Krieg zu keiner weiteren Erstarkung oder Belebung christlichen Glaubens. Wer als gläubiger Christ hineinging, kam zumeist als solcher heraus. Wer distanziert oder agnostisch war, blieb es auch. Die seit dem Mittelalter bestehenden Feindstereotypen erreichten auf allen Seiten eine bis dahin unbekannte „Biologisierung, Kriminalisierung und Pathologisierung des Gegners“ (S. 8, mit Sven Oliver Müller, *Die Nation als Waffe und Vorstellung*, Göttingen 2002), dem die Kirchen allein mit „religiösen Stimmungen“ begegneten. Greschat zeigt, dass die Sakralisierungen des eigenen Territoriums und der eigenen Nation als des auserwählten Volkes auf allen Seiten sich ähnelte. Der Dienst im Krieg wurde zum Dienst an der Sache Gottes und für das Reich Gottes erklärt. Im Ergebnis konstatiert Greschat eine „Infizierung, wenn nicht sogar Übermächtigung durch einen religiös überhöhten Nationalismus“, eine „erschreckende Preisgabe der christlichen Substanz in den Voten der europäischen Kirchen“ (S. 32). Der Krieg zeigte ein Massensterben und die Geringwertigkeit des einzelnen menschlichen Lebens und „wie wenig das Christentum und die Kirchen dagegen ausrichteten. Sie wurden überall und in allen Konfessionen in diesen Strudel hineingerissen: selten gegen ihren Willen, halb freiwillig zumeist, halb gedrängt – doch in aller Regel dann lautstark applaudierend“ (S. 32). Auch die reformierten Kirchen haben den Ersten Weltkrieg, als er erst einmal im Gange war, im Ergebnis mehrheitlich nicht nur nicht hinterfragt oder behindert, vielmehr ihn dann im Vollzug durch ihre religiösen Deutungen und Überhöhungen noch mit befeuert.

Der mit dem deutschen reformierten Protestantismus sehr vertraute Herausgeber Hans-Georg Ulrichs will in seinem kundigen Beitrag „Gott hat gegen unsere vermeintlich gerechte Sache entschieden“. Die Reformierten in Deutschland während des Ersten Weltkrieges“ (S. 99-135) nach „reformierten Spezifika“ suchen, wobei er die Schwierigkeit sieht, dass es ein „einheitliches Reformiertentum“ nicht gab (S. 99f) und dass bei denen ohnehin „nicht alles grundsätzlich anders“ war. Ulrichs bringt einen materialreichen Beitrag mit sprechenden Zitaten, die aber in summa dieselbe überhöhte Kaiserverehrung, national-religiöse Einstellungen, das Verständnis des Krieges als göttliches Gericht, gar als heilige Handlung und Gericht über andere Völker belegen und sodann die wenig überraschende Feststellung: „Je höher jedoch in der staatskirchlichen Hierarchie, je näher der weltlichen Herrschaft, desto nationalprotestantischer waren auch reformierte Theologen“ (S. 115). Innerhalb des deutschen Protestantismus lehnten nur „wenige Außenseiter“ eine solche Sichtweise ab, unter denen Ulrichs „nicht wenige Reformierte“ ausmachen will (S. 115), womit er offenkundig für seine Reformierten noch einen klitzekleinen Vorzug vor anderen Konfessionsangehörigen hinüberretten will. Nicht Wenige von nur Wenigen – wem das in seinem Bestimmtheitsgrad reicht und was sagt, möge sich über den Erkenntnisgewinn freuen. Es ändert alles nichts an dem großen Fazit, das Greschat bereits eingangs zog und auch Ulrichs keineswegs bezweifelt, auch nicht für seine Reformierten in Deutschland, „folgte man in der reformierten Öffentlichkeit doch insgesamt der immer stärker vom Militär gelenkten Propaganda und berichtete in völliger Verblendung“ z. B. über die nur sogenannten armenischen Greuel und „Terror gegen die Türkei“, wie es halt dem damaligen Mainstream entsprach. Einhundert Jahre später sind es dieselben evangelischen Kirchen, die – mit umgekehrter Diktion – eine Anerkennung dieser Greuel als von den Türken betriebenen Völkermord gegen die Armenier verlangen, und das mit nicht geringerer moralischer Emphase. Aber es war eben nicht nur die Propaganda des staatlichen Apparats, der auch die Reformierten erlagen, es war auch bei den Reformierten die von Greschat unumwunden eingestandene „erschreckende Preisgabe christlicher Substanz“ (S. 32). Als „Resümee“ sieht Ulrichs daher auch die Reformierten „selbstverständlich in deutschen Gesamtprotestantismus eingebunden“, auch in Emden, wozu er einige Details bringt, zählt sie aber „überwiegend nicht zu den Kriegstreibern“ und muß zugleich doch wieder eingestehen: auf Seiten der „vielfach beachteten ‚Friedenspfarrer‘ tauchten Reformierte weder vor noch nach dem Krieg auf“ (S. 134). Unterm Strich waren auch für Ulrichs die Reformierten eben doch „nicht die besseren Protestanten“, denn „es gelang den Reformierten nicht, etwas Positives herauszubilden“ (S. 135).

Das gelang selbst den Reformierten nicht, die noch mehr als die Landeskirche für sich in Anspruch nahmen, besonders treu in der reformierten Bekenntnis-tradition zu leben, den Altreformierten. Über sie referiert Gerrit Jan Beuker „Die Altreformierten im Ersten Weltkrieg – eine deutsch-niederländische Kirche“ (S. 413-424). Auch dort intonierten führende Stimmen das „gute Gewissen“, den „geliebten Kaiser“, den „gerechten Verteidigungskrieg“ gegen „die feindlichen Regierungen“. Nicht allein Todesfälle, auch militärische Auszeichnungen fanden ihre offizielle Würdigung im Kirchenblatt. Zwar kämpfte man geflissentlich auch Seite an Seite mit reformierten Christen, aber ein gemeinsames Abendmahl im Schützengraben blieb ausgeschlossen. Und bei aller Verbindung mit den

Niederlanden wurde ein von dort im Herbst 1917 veröffentlichter Friedensappell protestantischer Kirchen doch verworfen. Gerade den Emden Altreformierten war das niederländische Votum viel zu neutral.

Die Niederlande waren keine Kriegspartei und daher die dortigen Kirchen eher unschlüssig, rangen sich zunächst allgemeine Friedensaufrufe ab, ein „wachsender Text“ (S. 278) und „verloren sich in frommen Allgemeinplätzen“ (S. 294), aber insgesamt „unternahm die Kirche in jenem Land, in dem der Friedenspalast steht, keinerlei Initiative“ (S. 279), wie George Harinck in seinem Beitrag ausführt. Der dezidierte Kriegsgegner und Remonstrant G. Heering gehörte einer Minderheit an, Kritik aus einer „antimilitaristischen Ecke wurde nachdrücklich verworfen“. Es brauchte mehrere Jahre bis zum Herbst 1917, daß die protestantischen Kirchen sich mühsam zu einem Votum zusammenfanden, ein „Aufruf an Nationen und Völker“ (S. 292). Das Echo blieb zumeist innerkirchlich ohne Auswirkung nach außen, auch die niederländischen Kirchen „blieben eigentlich Zuschauer“ (S. 295). „Der wichtigste direkte Effekt“ dieser Aktion diente nur dem kirchlichen Selbstgefühl, dem „Bewußtsein, doch etwas getan zu haben für den Frieden“ (S. 295).

Bei den Reformierten in Italien, die als Waldenser historisch sogar den Friedenskirchen zugerechnet werden und im katholischen Italien eine eigene leidvolle Verfolgungsgeschichte durchlebt haben, dauerte es etwas länger, aber auch sie traten letztlich in den Krieg ein, was ein durchaus schwieriger Prozess war, über den der Waldenserforscher Albert de Lange kundig referiert. Gleichwohl können die Waldenser als die einzigen pazifistischen Reformierten gelten. 1914 war das Urteil einmütig, dass der Krieg mit dem Glauben unvereinbar sei. Als Italien im Mai 1915 erst Österreich und dann im August 1916 Deutschland den Krieg erklärte, zogen die Waldenser mit, aber es fehlte der Ton der religiösen Überhöhung, es war politische Rason, ein „Krieg an den Krieg“ (Giovanni Rostagno, S. 342). Und so feierte man nach 1918 lange den vermeintlichen Sieg der Freiheit, während die Einsicht, daß „die ganze Christenheit ruiniert“ sei (S. 343f), noch Einzelmeinung blieb und die Aufarbeitung des Krieges erst nach 1945 begann.

Für den ostfriesischen Leserkreis ist von besonderem Wert die kleine Milieu-Studie von Gottfried Abrath „Lieber Gott, schieß du man all die Engländer tot“ – Zwischen Friedenssehnsucht und Kriegsgeschrei – Analyse eines reformierten Milieus“, denn er untersucht das familiäre Milieu des aus Emden-Larrelt gebürtigen reformierten Pfarrers Hermann Klugkist Hesse (1884 – 1949), der ab 1909 mehrere Pfarrstellen innehatte (Börgermoor, Wybelsum, Weener), bevor er 1914 bis 1920 eine Pfarrstelle in Loga bei Leer versah und schließlich nach Wuppertal wechselte, wo er blieb. Eine dort geschriebene umfangreiche Biographie über den Emden Menso Alting zeigt seine bleibende ostfriesische Verwurzelung. Hesse entstammte einer weit zurückreichenden ostfriesischen reformierten Pastorendynastie; sein Urgroßvater war ostfriesischer Generalsuperintendent, der Großvater Oberkirchenrat und der Vater reformierter Superintendent in Emden gewesen. Der für Emden nicht untypische und der Gemeinschaftsbewegung nahe stehende biblizistische Konfessionalismus verschafften ihm seine ersten Prägungen, die auch durch sein Theologiestudium nicht wesentlich erweitert wurden. Deutsch-nationales Erwählungs- und Sendungsbewusstsein und die übliche Kriegstheologie, wie Greschat sie beschreibt, gaben auch den Rahmen für Hesse ab. Der umfangreiche Nachlass Hesses mit Tagebüchern und Briefen und auch noch weiterer

Familienmitglieder bieten Abrath, selber ein Enkel Hesses, eine Materialfülle, die seinem Beitrag eine große Dichte und Authentizität geben.¹ Auch Hesses Frau Gertrud (1886-1963), aus der Lübecker reformierten Familie Reimann stammend, führte ab 1912 Tagebuch, das ein heute befremdlich wirkendes und vom Autor als „Kriegspädagogik“ (S. 430) benanntes Erziehungsprofil im reformierten Pfarrhaus bei der ersten Tochter Hesses, Marieluise (1912-1989), dokumentiert. Selbst das Mädchen war mit dem Spiel mit einem Säbel vertraut, nach Kriegseintritt waren auch im Kindergottesdienst in Loga Kriegsgesänge nicht unüblich, wobei die Kinder „Hulla Kaiser“ riefen (S. 430). Es ist Hesses Tochter, die in Sorge um den älteren Bruder zu Gott betet: „Lieber Gott, schieß du man all die Engländer tot.“ (S. 431). Der Logaer Pastor Hesse verbreitete zu der Zeit sein politisches Weltbild in Predigten und im Sonntagsblatt für reformierte Gemeinden, das die Feinde als „in Lügen verstrickt“ und „dem Satan verfallen“ diagnostizierte und insbesondere in den Russen Verbreiter eines „Pesthauchs asiatischer Lüge, Tücke und Fäulnis“ erkannte.² Ein „ausgesprochener Vorsehungsglaube“ (S. 433) war nicht weniger in der durch Hesses Frau anverwandten reformierten Lübecker Familie Reimann präsent; man verließ sich auf das Lenken Gottes im staatlichen wie auch im individuellen, familiären Leben. Die durch Schifffahrt wohlhabend gewordene Großfamilie Reimann in Lübeck war eher kaufmännisch tätig, aber kirchlich in der reformierten Gemeinde sehr eingebunden. Abrath kennzeichnet das religiös-geistige Milieu dieser Familie, deren „theologische Halbbildung auch in einem explizit reformierten Milieu eine Opfertheologie [entwickelte], die stärker aus den Quellen des nationalen Geschichtsbewusstseins, gar aus den kruden Gedankengängen des Antisemiten und Hitlerfreundes Houston Stewart Chamberlain schöpfte, als aus dem Calvinismus“ (S. 435). Hesse hat immerhin sein Weltbild angesichts des ernüchternden Kriegsendes revidiert und konnte nun 1919 den deutschen Drang „auf die Welt und zur Weltherrschaft“ als satanische Versuchung einordnen (437). Sein 1920 erfolgter Wechsel ins reformierte Wuppertal brachte indes keine Änderung des Milieus. In Wuppertal waren die Reformierten nicht weniger national, teilweise sogar rassistisch, beseelt von einer Überlegenheit deutschen Wesens und dem berechtigten deutschen Anspruch auf das Zurückweichen seiner Feinde: „Gebt Raum ihr Völker unserem Schritt.“ (439). Zur Verdeutlichung dieser reformierten Welt skizziert Abrath abschließend die Position des französischen Publizisten und Nobelpreisträgers von 1915 Romain Rolland, der die Kriegspolitik auf allen Seiten verurteilte und so zu einer Symbolfigur der Antikriegsbewegung wurde. Abrath verweist auf den von ihm abgedruckten Brief einer französischen Mutter an die deutschen Mütter, „Worte, die man bei deutschen Theologen schmerzlich vermißt“ (450). Hesse selber hat sich nicht zuletzt unter dem Einfluß Karl Barths theologisch weiter entwickelt und gehörte später der Bekennenden Kirche an. Die Ergebnisse seiner kleinen, aber gleichwohl sehr dichten und aussagekräftigen reformierten Milieu-Studie faßt Abrath in 12 Punkten zusammen, die er mit folgenden Stichworten kennzeichnet: absolut angepaßt, völlig abhängig,

1 Der Beitrag Abraths ergänzt somit auch das Bild, das Henning Priet zeichnet: „Tagebuch des Niedergangs des deutschen Volkes“ - Die Kriegschronik der ev.-ref. Kirchengemeinde Leer von Petrus Westermann, in: Ostfriesland im Ersten Weltkrieg, hrsg. von Michael Hermann und Paul Weßels, Aurich 2014, S. 197-209.

2 Diese Zitate nach Gottfried Abrath, *Subjekt und Milieu im NS-Staat. Die Tagebücher des Pfarrers Hermann Klugkist Hesse 1936-1939*, Göttingen 1994, S. 35, dort Nachweise.

Gott-Vaterland-Synthese, nicht nur Kriegsbegeisterung 1914, auch Erschrecken und Erschütterung, Sakrifizierung und Opfergedanke, Verjenseitigungstendenzen und Weltflucht, Vorsehungsglaube, Antisemitismus eher marginal, Neue Sachlichkeit in der Beschreibung realer Verhältnisse, später ein Pazifismus aus Kriegserfahrung, der aber im Dritten Reich zu keiner nennenswerten Verweigerung führte, fehlender Einsatz für Humanität, theologisches Entwicklungspotential nur bei einigen reformierten Theologen. Man kann nur erahnen, daß in dem umfangreichen persönlichen Nachlaß der Familie des reformierten Pfarrers Hermann Klugkist Hesse noch viel auch für die ostfriesischen Verhältnisse im frühen 20. Jahrhundert wertvolles Quellenmaterial enthalten ist.

Schon anhand der hier skizzierten Beiträge kann man sehen, daß auch die kirchliche Geschichtsschreibung im wesentlichen an den Ergebnissen der profanen Geschichtswissenschaft nicht vorbei kommt, wenngleich bei Ulrichs und einigen anderen das Bemühen deutlich wird, die reformierten Akteure eher als passiv mitvollziehende, der staatlichen Politik ausgesetzte und insgesamt eher mitlaufende Beteiligte zu sehen. Der Beitrag von Gottfried Abrath ist in dieser Hinsicht klarer und tiefer gehend. Bei allem Bemühen, durch diverse Einzelaspekte das Bild des reformierten Christentums ein klein wenig aufzuhellen, wozu nicht zuletzt der schweizer-reformierte Karl Barth gerne herangezogen wird, kommen auch die kirchlich gebundenen Historiker an dem ernüchternden Ergebnis nicht vorbei, daß in der großen Mehrheit auch von den reformierten Kirchen und Theologen nichts Relevantes gegen den Krieg kam, auch sie vielmehr das religiöse Überhöhungs- und Legitimierungsvokabular kriegerischen Handelns bereitwillig zur Verfügung stellten und mit religiösen Handlungen und Gottesdiensten verstärkend einkleideten. Das war auch bei den Reformierten nicht anders.

Insoweit ist die Lektüre des Bandes lohnend und derselbe stellt trotz und zugleich wegen des ernüchternden Ergebnisses eine verdienstvolle Publikation dar. Dennoch bleiben am Ende einige Fragen grundsätzlicher Art. Gewiß, zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es von alters her Gebiete, die kirchlich in reformierter Bekenntnis- und Katechismustradition verwaltet wurden; erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die alten dogmatischen Gräben hinsichtlich des Abendmahls wenigstens überbrückt. Aber rechtfertigt es das, von einer eigenen „reformierten Welt“ zu sprechen, wenn das Ergebnis der Tagung und dieses Bandes doch gerade das große Einerlei ist? Was also formiert nun aus dieser gerade fehlenden Unterscheidbarkeit der Reformierten diese doch zu einer eigenen „reformierten Welt“? Dazu bringt der Band nichts Substantielles, er reflektiert diese Frage nicht einmal. Das Reformierte entsprach doch nahezu dem allgemein Protestantischen und das Protestantische dem Christlichen und das Christliche noch dem größeren Teil allgemeinen nationalen Volksempfindens, womit auch das Reformierte vom Letzteren nicht wirklich unterschieden und entfernt war. Haben etwa reformiert sozialisierte Christen ihre Fronterlebnisse seelisch anders verarbeitet und anders intonierte Briefe und Berichte nach Hause geschickt? (Siehe Bernd Ulrich, Benjamin Ziemann: *Frontalltag im Ersten Weltkrieg*, Ein Lesebuch, 1994). Der Band enthält keine Hinweise für eine solche Annahme. Könnte es also sein, daß der Erste Weltkrieg vornehmlich als Aufhänger diente, um das eigene (heutige und schwindende) reformierte Milieu als gewichtiges Bild daran aufzuhängen? Indes: Es bleibt beim Rahmen. Das Bild selber zeigt nichts, was von der allgemeinen protestantischen Wand dahinter abwich, und diese nicht von der christlichen

usw.. Könnte es weiterhin sein, daß die mit viel akademischem Gedöns skizzierte „reformierte Welt“ eine auf der Grundlage abgelebter Bekenntnisse imaginierte und behauptete soziale Konstruktion ist, die nicht einmal (mehr) impulsgebend und unterscheidungsrelevant ins Leben tritt? Auch reformierte Milieus partizipieren ganz durchschnittlich an allgemeinen Trends. Alles Kirchliche wird hier mit großem Gestus behaupteter Bedeutsamkeit vorgetragen, und, sofern es sich gar um kirchenleitende Verlautbarungen handelt, auch mit staatstragender Attitüde. Das Ergebnis all dessen ist doch recht bescheiden – und bestenfalls nur desillusionierend, sowohl der damaligen reformierten Voten wie der heutigen Historiker, die all das kenntnisreich nachzeichnen. So entsteht eine konfessionell-reformierte Relevanzaufladung, die sich nicht aus sachlich historischer Gewichtung, vielmehr allein selbstreferentiell aus sich selbst ableitet. Am Ende bleibt es doch dabei, vor dem Sturmangriff „hilft wahrhaftig eine Zigarette mehr als die Bibel“ (S. 18, Gerschatsch nach Ludwig Scholz, *Seelenleben der Soldaten an der Front*, 1920). Für die Deutschen, die in jenen Jahren aus Tschingtau und anderen chinesischen Städten als Kriegsgefangene nach Japan verbracht und dort im Lager Bando interniert wurden, worunter auch eine kleine Gruppe Ostfriesen sich befand, spielten Religion und Gottesdienst sichtlich keine Rolle. Aber man baute sich Instrumente, ein Theater und eine Druckerpresse für klassische Literatur und Schauspiele. Auf selbstgebauten Instrumenten wurde Beethovens Neunte Symphonie gespielt und noch heute dort alljährlich wieder. So begründet das Reformierte eben keine eigene Welt, es ist allein ein klar begrenzter, kleiner Teilausschnitt der einen Welt, und ob religiöse oder kirchliche Bindung vorhanden oder wie gewichtet war, das war und ist individuell sehr unterschiedlich. Gerne hätte der Rezensent etwas vernommen über die Rezeption allgemeiner Jugendliteratur in kirchlichen oder reformierten Kreisen. Auch wenn dieses wahrscheinlich sehr schwer zu erheben ist, so liegt darin doch eine Beschränkung der Perspektive, dass der Blick der Autoren den innerkirchlichen und selbstreferentiellen Kreis theologischer und kirchlicher Voten und Aufzeichnungen kaum verläßt. Dabei haben diese Bücher eine beeindruckend große Verbreitung gefunden wie Berta Clements „Sturmgebraus, Erzählung für junge Mädchen aus dem Kriegsjahr 1915“ oder „Morgenrot: Eine Erzählung aus dem großen Krieg für Mädchen, 1916“. Von der damals höchst erfolgreichen Schriftstellerin Else Ury gab es nach dem Ersten Krieg den Band „Nesthäkchen und der Weltkrieg“, in dem die Romanfigur Annemarie Gott zuerst um Schutz und Unterstützung für die Deutschen anfleht, dann aber begreift, daß englische und französische Kinder das gleichermaßen für die Ihren tun, und schließlich Gott bittet, er möge dann wenigstens neutral sich verhalten, womit der Krieg nicht mehr zur Sache Gottes sakralisiert erscheint, vielmehr als nur menschlich nationaler Konflikt. Und selbst das Erlernen der englischen und französischen Sprache wird für die spätere Versöhnung als wichtig angesehen. Die sich hier abzeichnende Distanzierung von Religion und nationalen Interessen war den Kirchen schon voraus. Aller Erfolg hat ihr nichts geholfen. Die jüdische Autorin Else Ury wurde 1935 von der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen und 1943 in Auschwitz ermordet.

Zu Beginn des Bandes wird ein kirchlich-konfessioneller Untersuchungshorizont einer vermeintlichen „reformierten Welt“ eröffnet, der kaum mit Differenzmerkmalen oder -erfahrungen gefüllt werden kann. Es bleibt allein die allen Konfessionen gemeinsame Defizienzerfahrung des weitgehenden Substanzverlustes.

Bei einer so bedeutsamen Frage wie der Einstellung zu Obrigkeit und Staat und daraus folgend zum Krieg insbesondere in der reformierten Tradition des Protestantismus hätte dem Band ein eigener nachdenklicher Essay gut getan, der über das rein Kirchenhistorische hinaus eine weiterführende Reflexion hätte leisten können: Was sagt uns das eigentlich, was wir hier zusammengetragen haben? Warum werden Einstellungen weit mehr von sozialen und politischen Rahmenbedingungen wie Kaiserreich und Nationalgefühl bestimmt als von theologischen Voten und kirchlichen Verlautbarungen, zumal wenn diese das Vorfindliche insgesamt nur als religiöses Echo verstärken und überhöhen? In der dogmatischen Theoribildung wurde gerade im reformierten Protestantismus gerne ein Unterschied zum lutherischen Obrigkeitsverständnis betont. Warum erweist sich das im tatsächlichen Leben dann in der Breite als bedeutungs- und wirkungslos? Konfessionsgeschichtlich hat sich gerade der reformierte Protestantismus besonders im westlichen Europa und der westlichen Welt etabliert. Faktisch wurde insbesondere gegen diese westliche Welt der Erste Weltkrieg geführt. Hätte der reformierte Protestantismus in Deutschland und den westlichen Ländern sich nicht stärker als einigendes und befriedendes Band erweisen können oder gar müssen? Gab es vielleicht einen grundsätzlichen deutschen kulturellen Vorbehalt gegen die westlichen liberal-demokratischen Traditionen, der den Krieg nicht doch erklärbar und daher euch legitimierbar machen konnte? Kein Geringerer als Thomas Mann hat eine solche kulturell begründete Differenzklärung zum Westen und eine Legitimierung des deutschen Obrigkeitsstaates und seines Krieges ausdrücklich gegen die „trois pays libres“ (drei freien Länder) in den „Betrachtungen eines Unpolitischen“ ab 1915 geschrieben und 1918 vorgelegt, auch wenn er kurz darauf davon wieder abgerückt ist und er selber später in einem solchen Land seine Zuflucht vor den Nationalsozialisten hat suchen müssen. Der Schweizer Karl Barth hatte damals befremdet auf die Kriegsbegeisterung selbst in universitären Kreisen reagiert. Aber welches Bild ergibt sich in einer langfristigen Perspektive? Der Herausgeber selber hatte in seiner erst vor einigen Jahren publizierten Dissertation über den Emder reformierten Theologen Helias Meder angemerkt, wie groß die Distanz und Sperrigkeit der deutschen Reformierten selbst noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg zu jeglichem „Anschein des Liberalen“ war. Der soeben erschienene weitere Band des Briefwechsels des bekannten Theologen Rudolf Bultmann bestätigt diese Einschätzung.³ Ernst Wolf, Repräsentant und Netzwerker der (reformierten) Barthianer in Deutschland, befürchtete vor allem eine neuerliche Stärkung des theologischen Liberalismus und damit des sogenannten „Freien Christentums“ durch Bultmanns Theologie. Mehr noch als der Zweite hätte bereits der Erste Weltkrieg Anlaß geboten, über „den langen Weg nach Westen“ (Heinrich August Winkler) auch des deutschen reformierten Protestantismus zu reflektieren. Was trug und trägt die Verbindung von Thron und Altar aus, was leistet das Amalgam aus Staat und Religion? Kann das die Aufgabe der „christlichen Substanz“ sein, nur folgsame obrigkeitsorientierte Bürger heranzuziehen und Leitideen des jeweiligen Staates nur religiös zu verstärken,

³ Werner Zager (Hg.), Rudolf Bultmann: Briefwechsel mit Götz Harbsmeier und Ernst Wolf 1933–1976, Tübingen 2017; dazu Reinhard Bingener, Wieviel Politik verträgt die Theologie. Ein Briefwechsel Rudolf Bultmanns gibt tiefe Einblicke in die Entwicklung der evangelischen Kirche nach 1945, in F.A.Z. 14.07.2017, S. 12.

wobei man nur „religiöse Stimmungen“ (S. 8, Greschat) erzeugt? Und was ist daraus geworden im „Jahrhundert der Kirche“ (Otto Dibelius)? Wie hat es sich ausgewirkt in den Einstellungen von Kirchengliedern zur Weimarer Republik? Hat sich nach dem Ersten Weltkrieg wirklich was verändert oder ist es nicht doch alles im Wesentlichen so geblieben? Gibt es eine Verbindung zwischen der national-konservativen Kaiserverehrung, die gerade in kirchlichen Kreisen sehr verbreitet war, und der nachfolgenden und bis in die Kriegsjahre anhaltenden kirchlichen Verehrung für Adolf Hitler, wie sie gerade für Ostfriesland für einen so populären reformierten Prediger wie Gerrit Herlyn unlängst aufgezeigt worden ist?⁴ Keine 25 Jahre nach Kriegsende erschien als staatliche Auftragsarbeit im neuen Krieg 1941 von Hans Lilje „Der Krieg als geistige Leistung“. Dass er ein lutherischer Theologe war, rettet nichts, eine Rechtfertigung des Krieges konnte man auch bei Reformierten und der Bekennenden Kirche lesen. Unter den Bedrückungen des Nationalsozialismus kam ein Dietrich Bonhoeffer zu der ernüchternden Feststellung, die man kirchlicherseits gerne vergisst, weil sie sich nicht für Spruchkarten eignet: „Unsere Kirche, die in diesen Jahren nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft hat, als wäre sie ein Selbstzweck, ist unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein.“ Warum ist das so? Auch bei den Reformierten. Nach Greschat waren es vornehmlich die von den Kirchen beförderten Sakralisierungen von Nation, Staat und Territorium, die den kirchlichen Repräsentanten nach zuvor erlittenen Bedeutungsverlusten wieder neue politische Relevanzräume zu eröffnen schienen und die sich doch als Einfallstor für die christlichen Fehlentwicklungen und Substanzverluste erwiesen. Diese „gewisse Halb göttlichkeit“ des Staates (Ernst Troeltsch) war schon in der deutschen Reformation angelegt. Klaus Fitschen hat in seinem Überblicksbeitrag über das „Schwinden der Erinnerung“ deutlich herausgearbeitet, daß es selbst nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die 1960er Jahre hinein nur wenige Minderheitenvoten waren, die selbstkritisch die bisherigen Positionen einer kirchlichen Sakralisierung staatlichen Handelns hinterfragten und keine Chance auf Gehör hatten. Mag es auch auf allen Seiten entsprechende religiöse Deutungsbilder gegeben haben, so erweisen diese sich in der deutschen Tradition als besonders prägnant: „Kriegsdienst wurde Gottesdienst“ (S. 274, mit Gerhard Besier). Insbesondere in der deutschen Tradition war die Verbindung von „Potsdam und Bethlehem“, wie sie der Liberale Friedrich Naumann schon konstatiert hatte, stabil. Der geplante Wiederaufbau der preußischen Potsdamer Garnisonskirche findet heute vor allem in dem früheren EKD-Ratsvorsitzenden Wolfgang Huber einen prominenten Fürsprecher, während ein anderer Ratsvorsitzender, Nicolaus Schneider, die Friedensethik der pazifistischen Mennoniten noch unlängst als bloßes „Davonlaufen“ (WELT, 15.05.2011) diffamierte. Beide sind unierte Kirchenglieder und der reformierten Konfession nahe stehend.

In unseren Tagen ist es der renommierte Würzburger Verfassungsrechtler und bekennende Protestant Horst Dreier, der sich gegen eine sich wieder stärker bemerkbar machende Sakralisierung und mythische Überhöhung des Staates

⁴ Jürgen Sternsdorff, Gerrit Herlyn zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Die Treue zu Adolf Hitler in der Bekennenden Kirche. Nach unveröffentlichten Quellen, Marburg 2015. Dazu Walter Schulz, Zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Anmerkungen zu Jürgen Sternsdorff Buch über den reformierten Pastor Gerrit Herlyn, in: Emdener Jahrbuch 95 (2015), S. 317-328.

wendet, da der Staat keine höhere, gar göttliche Ordnung verkörpere, vielmehr allein eine von Menschen gemachte soziale Ordnung bzw. Konstruktion. Eine aus der leidvollen Erfahrung beider Kriege und eine aus entsprechend nachdenklicher Reflexion erwachsene positive Verstärkung dieses Votums von Dreier durch die Kirchen ist nicht zu vernehmen, auch nicht als reformierte Stimme aus einer „reformierten Welt“.

Emden

Walter Schulz

Michael Welker / Michael Beintker / Albert de Lange (Hrsg.), Europa reformata. Reformationsstädte Europas und ihre Reformatoren, Leipzig 2016, 503 S., zahlr. Ill.; 29,90 Euro, ISBN 978-3- 374-04119-0.

Ausgehend von der Erkenntnis, dass die „Reformation in Europa [...] aus vielen großen und kleinen Reformationen“ bestand, hat die Gemeinschaft der Evangelischen Kirchen Europas (GEKE) rechtzeitig zum 500. Reformationsjubiläum in diesem Jahr den vorliegenden Sammelband, mittlerweile auch in englischer Sprache, herausgegeben. Das als „Reiseführer durch die Reformationsgeschichte“ konzipierte Werk stellt dabei Städte aus ganz Europa vor. Auf diese Weise wollen die Herausgeber die Ausstrahlung der Reformation als „gesellschaftliche, kulturelle und religiöse Aufbruchsbewegung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts“ auf ganz Europa in das öffentliche Blickfeld rücken. Vorgestellt werden 48 Städte und das Wirken von 72 herausragenden Persönlichkeiten der Reformation.

Zu diesen besonderen Orten gehören selbstverständlich die Hauptzentren der Reformation Wittenberg, Zürich, Straßburg und Genf, aber auch entlegene Städte wie Sevilla im Westen, Ferrara und Venedig im Süden, das siebenbürgische Kronstadt (Brasov) oder auch Riga oder Turku im Osten bzw. Nordosten.

Auch Ostfriesland ist als eine für die Ausbreitung der Reformation in Deutschland bedeutende Region vertreten. In Emden wurden Luthers Ideen bereits seit 1519 mit landesherrlicher Erlaubnis oder zumindest Duldung rezipiert. Bereits in den 1520er Jahren entstanden verschiedene, miteinander konkurrierende reformatorische Ansätze. Klaas-Dieter Voß, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Johannes a Lasco Bibliothek in Emden, beschreibt sehr anschaulich den konfessionellen Pluralismus seiner Stadt. Besondere Aufmerksamkeit widmet er dabei erwartungsgemäß dem Wirken des polnischen Humanisten und Theologen Johannes a Lasco in Emden. Im Auftrag der Witwe Graf Ennos II., Gräfin Anna, hatte dieser das Amt eines Superintendenten übernommen und bemühte sich, das zwischen Reformierten und Lutheranern gesplante Kirchenwesen in Ostfriesland im Sinne der Zwinglischen Reformation neu zu organisieren. Er schuf in diesem Zusammenhang u.a. ein besonderes Gremium, den Coetus, die Versammlung aller ostfriesischen Prediger, die zur Vereinheitlichung der Lehre dienen und vorhandene Gegensätze überbrücken sollte.

Die Autoren der einzelnen Artikel setzen unterschiedliche Schwerpunkte, die mal die religiösen, mal die politischen oder auch die baulichen Auswirkungen der Reformation betonen. Jeder der ca. neun bis zehn Seiten langen Abschnitte ist reich bebildert und verweist am Ende sowohl auf weiterführende Literatur als auch auf die Internetpräsenz der jeweiligen Stadt.

Eingeleitet wird der Band von Michael Welker, Direktor des Forschungszentrums für Internationale und Interdisziplinäre Theologie in Heidelberg, der in zehn Artikeln verschiedene Aspekte der Reformation knapp beleuchtet. Sie reichen vom geistlichen Inhalt und der Bedeutung für Bildung und „Genderfragen“ über den politischen Bereich bis hin zu innerkirchlichen Konflikten. Gewidmet ist der „Reiseführer“ durch die Reformation in Europa dem 2015 verstorbenen Geschäftsführer des Rates der GEKE, Bischof Friedrich Weber.

Aurich

Kirsten Hoffmann